



ROMAN



TROPEN

STEFAN KIESBYE

HEMMERSMOOR

Jeanette Wintersons »Verlangen« ist von Bettina Runge übersetzt worden.
Copyright © 1987 by Jeannette Winterson
Copyright © BV Berlin Verlag GmbH (für die Übersetzung)

»Blutbuchen« in der Übersetzung von Alice und Karl Heinz Berger ist erschienen in »Die Abenteuer des Sherlock Holmes« im Gustav Kiepenheuer Verlag.

Copyright © Aufbau Verlag GmbH & Co. Kg, Berlin (für die Übersetzung)

Tropen

www.klett-cotta.de/tropen

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50208-4

Für Sanaz Kiesbye, Nils Fahrenholz, und Don Mitchell

»Wir sind laue Menschen trotz all unserer Festtage und der harten Arbeit. Uns rührt wenig an, und doch sehnen wir uns danach, angerührt zu werden. Nachts liegen wir wach und hoffen, das Dunkel möge schwinden und uns eine Vision zeigen. Unsere Kinder erschrecken uns mit ihrer Vertrautheit, aber wir sorgen dafür, dass sie aufwachsen wie wir. Lau werden wie wir. In solchen Nächten können wir, mit glühenden Händen und Gesichtern, glauben, dass der kommende Tag uns Engel in Krügen zeigen und sich in den wohl bekannten Wäldern plötzlich ein neuer Pfad auftun wird.«

Jeanette Winterson, »Verlangen«

»Ich glaube daran, Watson, und dieser Glaube gründet sich auf Erfahrung, dass die gemeinsten und elendesten Gassen Londons kein scheußlicheres Sündenregister aufweisen als dieser fröhliche und herrliche Landstrich. ... [S]ehen Sie sich diese einsamen Häuser an, von Feldern umgeben und in der Mehrzahl von armen, unwissenden Menschen bewohnt, die das Gesetz kaum kennen. Denken Sie an die Taten voll höllischer Grausamkeit, an die verborgenen Laster, die hier jahrein, jahraus regieren können, ohne dass andere davon erfahren.«

Sir Arthur Conan Doyle, »Blutbuchen«

PROLOG

Die Zeit spielt keine Rolle. Ich bin nach Hemmersmoor zurückgekehrt und lebe heute in demselben Haus, in dem ich aufwuchs, demselben engen Haus, in dem mein Vater und meine Schwester Ingrid starben, als ich noch ein Schuljunge war. Ich schütte Wasser aus blechnen Kannen auf ihre Gräber und jäte das Unkraut und senke Klusternelken in die Erde. Manchmal sprechen mich alte Dorfbewohner auf die beiden an, erinnern sich an die Vorfälle von vor über vierzig Jahren. Ihre Nasen beginnen dann zu zucken, als ob sie einen Brand witterten. Ihre Lippen zittern, aber die Worte wollen doch nicht kommen und sie lassen das Thema schnell fallen. Niemand hat mich je mit ihrem Tod behelligt. Es ging alles mit rechten Dingen zu.

Unser Dorf ist größer geworden. Reiche Bremer haben sich Ferienhäuser gebaut, und ihre blank geputzten Autos parken morgens vor Meiers Bäckerei. Der Lärm ist noch immer ungewohnt, das Leben scheint sich beschleunigt zu haben. Als ich ein Junge war, bestand Hemmersmoor aus einer Hauptstraße und ein paar kleinen Gassen und Feldwegen. Die Häuser waren alt und verkrümmt, die Türen und Fenster niedrig, die Balken verzogen. Das Straßenpflaster war bucklig, und niemand fuhr aus reiner Freude durch unser Dorf. Sogar das Sonnenlicht schien anders, dunkler, niemals ohne Argwohn.

Als ich vom Tod meiner Mutter hörte, lebte ich in Buffalo, im Staat New York. Ich hatte mich im Jahr zuvor zur Ruhe gesetzt und seit Jahrzehnten nichts von meiner Familie gehört. Ich hatte sie an den Rand des Vergessens getrieben und dort gefangen gehalten, wie wilde Tiere. Der Brief des Notars aus Groß Ostensen erreichte mich zu spät, um es zum Begräbnis zu schaffen. Wie ich erfahren habe, hatte nicht einmal meine ältere Schwester Nicole die Reise angetre-

ten, und sie ist auch seit meiner Ankunft dem Dorf ferngeblieben. Warum ich zurückkam, vermag ich nicht zu denken. Es mag mit dem Tod meiner Frau zusammenhängen. Sie war es, die mir in der neuen Welt ein Zuhause gab, sie war mein Kontinent, und ohne sie war ich ein zweites Mal heimatlos geworden. Vielleicht war es die Aussicht, mein Elternhaus als Herr zu betreten. Vielleicht dachte ich, dass die wilden Tiere mit meiner Mutter gestorben waren und dass ich vor ihnen sicher sei. Ich hatte geplant, nach zwei Wochen in die Staaten zurückzukehren.

Alex Frick, mein Jugendfreund, lebt wie ich wieder in unserem Heimatdorf. Seine Jugendsünden sind vergeben – oder vielleicht nur vergessen. Er hat die Gaststätte seines Vaters übernommen, er ist ein wichtiger Mann im Dorf. Jetzt sind wir die alten Leute, niemand sonst erinnert sich mehr an seine Jahre in der Anstalt oder an seinen Bruder, der ihn fast die Erbschaft kostete und irgendwann für immer verschwand.

Wenn wir uns auf der Straße begegnen, nickt Alex mir zu. Wir sprechen nicht oft über die Vergangenheit, es besteht kein Grund. Unsere Geheimnisse waren stets offen und wohlbehütet. Dieser Tage hüten wir die Geschichten unseres Dorfes; wir sind ihre Verwalter und können sie jederzeit verändern. Alex sieht noch immer den bleichen Christian in mir, dessen Brauen so hell waren, dass sein Gesicht ganz nackt schien. Er erinnert sich an meinen Vater, der sich einst zu Tode soff, und dass meine Schwester ein uneheliches Kind gebar. Er weiß, dass vieles ungesagt blieb. Aber er hat Besseres zu tun, als in alten Geschichten zu kramen, und er erwartet, dass ich es ebenso halte.

Die jungen Leute im Dorf arbeiten in den Bremer Fabriken oder in den Geschäften und Fabriken in Groß Ostensen. Die Landwirte haben aufgegeben, und die Torfkähne, die einst unsere Kanäle befuhren, sind heute Attraktionen für zahlende Ausflugs Gäste. Hemmersmoor sieht bunt und makellos aus, als ob alles nur für Hobby-

fotografen aufgestellt worden wäre. Töpfer und Maler bieten ihre Waren an.

Die Apotheke, die früher stets ordentlich gestrichen war, übersieht auch heute noch den Dorfplatz. Das alte Schulhaus steht noch immer, aber zwei Familien leben nun darin, der sandige Schulhof ist ein Mehrzweckgarten, und eine junge Frau bestellt das Gemüse. Ihre Kinder machen einen Höllenlärm.

Ein kleines Stück außerhalb von Hemmersmoor, in der Nähe des Drosteufers, stand Brümmers Maschinenfabrik. Ein niedriges Gebäude, das im letzten Krieg der Munitionsproduktion gedient hatte. Brümmers Fabrik besaß das einzige Bahngleis, das je nach Hemmersmoor verlegt worden war, und nachmittags saßen wir Jungen an den nach oben gebogenen Gleisenden, die die Waggons davor bewahrten, in den Fluss hinabzurollen, und warteten auf die Ankunft eines Zuges.

Es gab keinen Fahrplan, und an den meisten Tagen warteten wir vergeblich. Dennoch hielt uns die bloße Aussicht, die kleine, schwarze Dampflokomotive mit zwei oder drei niedrigen Waggons zu sehen, gebannt.

Die Fabrik steht nun leer, die Gleise sind mit Unkraut überwuchert. Ein Feuer hat vor einigen Jahren vernichtet, was von der Werkstatt noch übriggeblieben war. Was jenseits der Fabrik, außerhalb unseres Dorfes liegt, haben wir alle gewissenhaft vergessen. Das Kreisamt plant, dort ein Museum zu eröffnen, aber wer wird dann noch unsere Gemälde und Souvenirs kaufen wollen? Die Menschen im Dorf schütteln die Köpfe. Warum sollen wir erneut leiden? Wir hatten nichts damit zu tun.

Die Zeit spielt keine Rolle. Ich war jung und wusste nichts von unserer Zeit. Es hatte in unserem Dorf nie eine andere Zeit gegeben. In Hemmersmoor ging sie nicht mutig voran. Sie hinkte ein wenig, verlief sich oft und kam immer wieder an Fricks Tresen zum Stehen. In einer der Geschichten von Verrat, Missgunst und Hexerei.

Doch jetzt hat die Zeit einen wagemutigen Sprung getan. So sehr ich auch suche, die dunklen Ecken Hemmersmoors gibt es nicht mehr, die Häuserfassaden strahlen frisch verklindert, und mein Gedächtnis führt mich in die Irre. Ich bin zurückgekehrt, aber nicht in das Dorf, das ich verlassen habe. Das Dorf gibt es nicht mehr, besteht nur noch in meinen Erinnerungen und Träumen. Wenn ich heute des Nachts durch die Straßen gehe, dringt blaues, flackerndes Licht aus allen Fenstern. Ich habe die letzten Jahrzehnte nicht hinter dem Mond verbracht, aber in meinen Erinnerungen an Hemmersmoor hat das Fernsehen keinen Platz.

Dass unser Dorf nun zur gewöhnlichen Welt gehört, lässt mir den bleichen Jungen von damals wie einen Geist erscheinen. Vielleicht ist das gut so, vielleicht macht es mir den Aufenthalt hier überhaupt erst möglich, vielleicht würde ich andernfalls ersticken. Aber die Abwesenheit dessen, was ich noch so klar vor mir sehe, schnürt mir auch so die Kehle ab.

*

Das Große Haus steht auf dem Sandhügel, unter dem der Riese Hük-lüt begraben liegt. Um nicht im Moor zu versinken, streute er Sand aus einem großen Sack auf den Weg. Doch es half ihm nichts, und das Gutshaus der Familie von Kamphoff ist sein Grabstein. Die Giebel und die kleinen Türme, der gelbe Stein und die gekieste Auffahrt waren den Dorfbewohnern unverständlich.

Es ist das erste Mal, dass ich hierher hinausfahre. Der Frühlingstag ist wie ein junger Hund, unbekümmert und verspielt, und ich lasse das Fenster hinunter, die Luft ist sanft und kitzlig, und ich reibe mir unentwegt das Gesicht. Wolken hängen über dem Moor, es mag später regnen, aber jetzt schimmern sie rosig. Das Gras am Wegesrand ist schon wieder grün.

Als meine Familie noch in Hemmersmoor lebte und Johann von Kamphoff über den Besitz herrschte, war es nur wenigen Dorfbewohnern

wohnern vergönnt, durch die Gärten zu schlendern oder das Gutshaus zu betreten. Von Zeit zu Zeit erschien die schwarze Limousine der von Kamphoffs in unserem Dorf, das viel zu klein für solch ein Auto zu sein schien, und meist war es der Enkel des alten Besitzers, der aus dem Wagen stieg, um dem einen oder anderen Mädchen nachzustellen.

Die Gartenanlagen sind etwas verkommen, aber die Weitläufigkeit des Besitzes gibt den Legenden Recht. Die Büsche sind mit grünen Tupfern übersät, die Rasenflächen dehnen sich vor uns aus. In der Ferne steht das Labyrinth, von dem im Dorf oft gemunkelt wurde, dass Leute darin verschwanden. Die Hecken sind dicht und undurchdringlich und übermannshoch.

Alex Fricks Opel steht auf dem gekiesten Hofplatz, er lehnt gegen seinen Kotflügel und raucht eine Zigarette. Ein großer Mann, inzwischen etwas gebeugt, massig, aber nicht ungeschlachtet. Sein dunkler Anzug ist maßgeschneidert, die Krawatte reine Seide. Alex hat sich der Witwe seines Bruders angenommen, hat sie vor langen Jahren geheiratet, und zusammen haben sie Fricks Krug ausgebaut. Im Sommer sitzen Ausflügler auf der Terrasse, bei Kaffee und Erdbeerkuchen, und unterhalten sich über die malerische Provinz. Alex' Augenbrauen sind in der Mitte zusammengewachsen und fast weiß, aber sein Gesicht hat sich etwas Jungenhaftes bewahrt. Ein Lächeln spielt um seine fleischigen Lippen.

»Willst du den Preis hochtreiben und mir das Geschäft vermasseln?«, fragt er und lacht. »Du weißt, dass du mich nicht überbieten kannst. Mach mir das Leben nicht unnötig schwer.«

Ich schüttele den Kopf. »Sind wir die Einzigen?«

Er weist mit einem Nicken in Richtung des Dorfes. Ein kleiner Lieferwagen ist sichtbar am Horizont, wird langsam größer. Ich kenne den Wagen. Er gehört unserem Schulfreund Martin Schürholz. Sein Vater, unser Dorfgendarm, ist lange tot, und Martin führt eine Galerie im Dorf, wo er Gemälde von hiesigen Künstlern verkauft.

Das Gutshaus muss einst beeindruckend gewesen sein, doch der Hof ist mit Unkraut überwachsen, und Unkraut wächst an den Mauern empor. Das Gestein ist verfallen, grauschwarz und grün und bröckelig. Einige der Fensterscheiben fehlen, die leeren Rahmen sind mit Karton und Müllsäcken gestopft worden. Die Ställe, die etwas abseits zu unserer Linken liegen, sind eingestürzt. »Sie muss doch Geld gehabt haben«, sage ich und schüttele den Kopf.

Alex lacht kurz auf. Es klingt wie Gebell. »Hat ihre Rechnung immer bezahlt. Gott weiß, wo sie das Geld hat. Sie ist in zwanzig Jahren nicht vor die Tür.« Auch ich habe das Gerücht gehört, nach dem das Geld noch immer im Hause versteckt liegt. Verdächtigungen machen die Runde, dass Alex das Gut nur wegen des geheimen Schatzes kaufen will.

Martin parkt seinen rostigen Lieferwagen und steigt aus, nickt uns zu. Sein Haar ist rot, glattgescheitelt, und er trägt eine goldene Brille mit runden Gläsern. Er gesellt sich widerstrebend zu uns, akzeptiert nur zögernd die Zigarette, die ihm Alex anbietet. Martin ist so alt wie wir, aber mit seinem schlanken Körper sieht er neben Alex wie ein Schuljunge aus. Manchmal sehe ich ihn in gelben Sportschuhen durchs Dorf laufen. Er und seine Frau lassen sich nie in Fricks Krug blicken und meiden Alex, obwohl sie zu jeder Feierlichkeit eingeladen werden. Wann immer ein Treffen unvermeidlich ist, kommt Martin alleine.

Doch heute erweisen wir unserer alten Freundin Anke Hoffmann die letzte Ehre und gemeinsam warten wir auf den Leichenwagen aus Groß Ostensen. Nach ein paar einfältigen Worten über Geschäft und Wetter verstummen wir, schauen auf unsere Zigaretten, als beinhaltete sie lebenswichtige Nachrichten.

Anke Hoffmann war eine stolze Frau, und sie war eine von uns. Sie ging mit uns zur Schule und ihre Mutter nahm manches Jahr am Kochwettbewerb teil. Schon als junges Mädchen hatte Anke es sich

in den Kopf gesetzt, ins Große Haus einzuziehen, und kein guter Rat, kein Unglück, nichts konnte sie von ihrem Ziel abhalten. Wie ich entfloh sie unserem Dorf, und obwohl das Gut nur wenige Kilometer von Hemmersmoor entfernt liegt, war es immer eine Welt für sich.

Nach ein paar Minuten, in denen Alex um das Gutshaus herumwandert und sich hier und dort bückt, um die Mauern zu inspizieren, werden wir von einem fernen Knattern aus unseren Gedanken gerissen. Wir haben sie nicht erwartet, aber Linde Janeke fährt in einem alten Volkswagen auf den Hof. Ihr Haar ist schon lang nicht mehr braun, auch sie ist sichtlich gealtert. Doch in ihrem Fall verdeckt das Altern die Narben, die sie einst entstellten. Ihre dunklen Augen funkeln noch immer. »Kann nicht meckern«, antwortet sie, als Alex nach ihrem Wohlbefinden fragt, doch es klingt wie eine Klage. Sie sieht Martin an und schnaubt. »Du auch hier, Professor? Ist dir Anke so feine Gesellschaft wirklich wert?« Dann schaut sie mit verkniffenem Gesicht auf das Haus und die blinden kaputten Fenster. »Was für eine Tragödie«, sagt sie und sieht fast glücklich aus.

Martin entscheidet sich, Lindes Bemerkung zu ignorieren und sieht sie mit einer Mischung aus Misstrauen und Ekel an. Linde ist die Einzige im Dorf, die noch von Hexen und Gespenstern spricht. Sie trägt weite Kleider und Blusen, die sie selber färbt. An manchen Tagen deutet sie in die Luft und weist auf Erscheinungen, die wir nicht sehen können, heulende Hunde und klagende Mütter mit schwarzen Augenhöhlen. Sie behauptet, dass die Geister sich ihr anvertrauen, sie behauptet, dass es zwischen Himmel und Erde mehr gibt, als die Ausflügler wahrhaben wollen. Alex und Martin behaupten, dass sie den Verstand verloren hat.

Der Friedhof der von Kamphoffs steht von Hecken umrahmt, das gusseiserne Tor quietscht in den Angeln. Lindenbäume spenden im Sommer Schatten, neben den Grabsteinen sind steinerne Bänke aufgestellt. Der alte Besitzer und seine Frau liegen hier begraben, ihr ein-

ziger Sohn und dessen Frau, die, so heißt es, eine Berühmtheit auf der Reeperbahn gewesen war. Und Ankes Ehemann, unter dessen Inschrift seit Jahren schon ihr eigener Name auf das Begräbnis wartet.

Wir gehen langsam zum kleinen Familienfriedhof hinüber, und Alex macht sich auf die Suche nach einem bestimmten Grabstein. Er findet ihn etwas abseits, so als ob er nicht recht hierher gehört. Es ist das Grab seiner Schwester Anna und ihrer kleinen Tochter. »Wollten uns nie einen Platz einräumen«, sagt er und sammelt ein paar tote Zweige vom Grab. »Nicht einmal nach ihrem Tod wussten sie, wohin mit ihnen. Und die da«, er weist aufs Haus, als ob Anke noch immer darin leben würde, »hat den Stein noch umgesetzt. Wollte nicht an ihre Vorgängerin erinnert werden.« Er richtet sich wieder auf und schaut umher. »Anna war die Frau des Hauses, und mich haben sie zum Chauffeur gemacht.« Er lacht und spuckt aus. Er hat Pläne, das verkommene Gut in einen Reiterhof umzubauen. Seine Anwälte prüfen schon die Bücher der von Kamphoffs.

Alex hatte Ankes Tod bemerkt. Er war es, der jede Woche Lebensmittel vor ihrer Tür abstellte und das Leergut wieder abholte. »Hab die alte Schrulle nie gesehen«, sagt er. »Als sie die Tür aufgebrochen haben, musste einer der Polizisten kotzen, so sehr stank es da drinnen. Die hat sich nicht einmal mehr die Mühe gemacht, auf die Toilette zu gehen.«

In den alten Tagen wäre niemand aus dem Dorf zu einer Beerdigung auf dem Gut eingeladen worden, doch heute sind wir vier aus Hemmersmoor die Einzigen, die dem Leichenbestatter und seinen Helfern Gesellschaft leisten. Der schwarze Mercedes holpert über den alten Weg nach Groß Ostensen auf uns zu, und drei Männer steigen aus dem Wagen und gehen in unsere Richtung. Alex kommt ihnen zu Hilfe, und gemeinsam tragen sie den Sarg aus weißgelacktem Holz zur offenen Grube. Das Familienwappen der von Kamphoffs ist in Gold auf die Seiten gemalt worden. Sogar im Tod ist Anke auf Etikette bedacht.

Nachdem die Männer den Sarg in die Grube senken, sagt der Leichenbestatter, ein Mann in einem schwarzen Anzug und mit dünnem Haar, ein paar Worte. Er spricht von Bodenständigkeit, festem Willen, einem Glauben an die Stärke von Gemeinschaft und Nächstenliebe. Er stammt aus Groß Ostensen und kennt uns nicht. Seine Worte kommen aus den wohlmeinenden Kalendern, die wir jedes Jahr an der Tankstelle bekommen. Alex, Linde und Martin hören mit versteinerten Minen zu, doch mir scheint, dass Lindes Lippen sich von Zeit zu Zeit kräuseln – vor Kummer oder aus Belustigung, das kann ich nicht sagen. Nach der Rede wird das Grab zugeschaufelt. Die rosigen Ränder der Wolken verdunkeln sich zusehends, ein süßlicher Geruch liegt in der Luft; vielleicht ist es der bevorstehende Regen, vielleicht der geschmackvoll bunte Kranz, den die Männer schließlich aufs Grab legen.

Als der Leichenbestatter sich entfernt und der schwarze Diesel davonfährt, tritt Linde auf das Grab zu, betrachtet die Inschrift und umkreist das Grab, als ob sie sichergehen möchte, dass Anke auch wirklich nicht herauskann. Ihr Kleid ist so bunt wie der Kranz, aber verwaschen. Sie spuckt laut aus. »Du mieses Stück!« sagt sie, »Da hast du«, und stampft auf der frischen Erde herum.

Alex tritt rasch auf sie zu, redet besänftigend auf sie ein, versucht sie vom Grab wegzuführen, doch Linde schüttelt seinen Arm ab. »Leck mich am Arsch, Alex. Tu nur nicht so heilig, du konntest sie nicht leiden.« Als er noch immer nicht von ihr ablassen will, schlägt sie ihn mit der flachen Hand ins Gesicht. Sie muss sich dafür auf Zehenspitzen stellen. »Fass mich nicht noch einmal an«, sagt sie. »Du hast sie auf dem Gewissen.« Dann stellt sie sich breitbeinig und mit dem Rücken zu uns hin, beugt sich vornüber, zieht den Rock über die Hüften und zeigt uns, dass sie keine Unterhosen trägt, und pisst aufs Grab. Alex schüttelt den Kopf, klopft seinen dunklen Anzug ab, als ob er mit einem Mal schmutzig geworden wäre. Martin wendet sich ab und geht ohne ein weiteres Wort auf seinen Lieferwagen

zu. Alex hebt eine Hand, ruft ihm nach, »Komm doch heut Abend im Krug vorbei«, aber Martin reagiert nicht. Er will es wohl nicht gehört haben.

»Fertig«, sagt Linde schließlich und lässt ihren Rock herunter, streift ihn wieder glatt. Sie starrt Martins Lieferwagen ärgerlich nach, bevor ein kleines Lächeln über ihr Gesicht krabbelt. »Der Sarg hätte ein Fenster haben sollen. Ein großes rundes Fenster. Teufel auch, der ganze Deckel hätte aus Glas sein sollen.« Sie tritt noch einmal auf das Grab zu und sieht sich ihr Werk an. »Ich hoffe nur, dass sie mich von der Hölle aus sehen kann.« Das Lächeln breitet sich über ihr ganzes Gesicht aus. Sie sieht fast schön aus.

MARTIN

Wenn wir im Oktober das Erntedankfest begingen, fanden nach dem Gottesdienst Feierlichkeiten in Fricks Krug statt, und am Nachmittag, als die Tische und Bänke vom Bier klebrig waren, liefen die Dorfbewohner auf den Platz hinaus, um dem alljährlichen Kochwettbewerb beizuwohnen.

Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot – das alte Sprichwort beschrieb die Kolonisierung des Teufelsmoors, aber unser eigenes Brot war noch immer hart und grau und sauer.

Sich für den Kochwettbewerb anzumelden war eine kostspielige Angelegenheit; die Regeln schrieben vor, dass jedes Gericht für mindestens vier Dutzend Leute zubereitet werden musste. Es gab drei Disziplinen: bester Eintopf, bester Braten und bester Butterkuchen. Für Butterkuchen war unser Bäcker Meier berühmt, und er lieferte seine Backbleche zu Beerdigungen wie zu Hochzeiten aus. Bäcker Meier gewann den Wettbewerb jedes Jahr, ohne jede Konkurrenz, denn wer wollte sich mit ihm messen?

Der Eintopf-Wettbewerb wäre für einen Fremden – aber es kamen nie irgendwelche Fremden – ein unappetitliches Schauspiel gewesen. Man muss im Norden aufgewachsen sein, um Labskaus oder Birnen, Bohnen und Speck wertschätzen zu können.

Der Braten-Wettbewerb war gewiss der beliebteste, und je mehr Köche teilnahmen, desto größer war der Schmaus für uns anderen. Keiner konnte dem Schweinebraten der Doktorsfrau widerstehen oder vom Rinderbraten der Frau des Briefträgers genug bekommen. Und diesen Herbst war die Konkurrenz ungewöhnlich groß und verheißungsvoll. Vier Familien nahmen am Eintopf-Wettbewerb teil, fünf würden um die Bratenkrone kämpfen, und Bäcker Meier wurde

zum ersten Mal in fünfzehn Jahren herausgefordert – von meiner Mutter, Käthe Schürholz.

Von Komplimenten über ihren Butterkuchen beflügelt – mein Vater, der Dorfgendarm, beharrte darauf, dass der es im ganzen Lande mit jedem Kuchen aufnehmen könnte – kündigte meine Mutter in der Woche vor Erntedank ihre Teilnahme an. Ihre Hände zitterten, als sie sich in die Liste eintrug.

In den Tagen vor dem Wettbewerb blieb ich so lange wie möglich in der Schule und besuchte dann den einen oder anderen Freund. Falls Alex im Krug helfen musste und Christian nicht aufzufinden war, ging ich mit Anke Hoffmann zu ihr nach Hause und spielte den ganzen Nachmittag mit ihr und Linde Janeke. Geduldig kämmte ich das Haar ihrer Puppen und hörte mir Geschichten von verwunschenen Prinzen und unsterblich verliebten Prinzessinnen an, in der Hoffnung, dass Frau Hoffmann mich später zum Abendbrot einladen würde. Jede Puppe hatte einen Namen. Manche hießen nur Püppi oder Baby, aber die besseren hießen Rosemarie und Kunigunde. Zwei der Puppen sahen sich sehr ähnlich und steckten beide in geblühten Kleidern; sie hießen Anke und Linde. Die leibhaftigen Freundinnen sahen fast wie Zwillinge aus, und sie trugen oft die gleichen Farben, um diesen Eindruck noch zu verstärken. Doch Anke trug funkelnde Spangen und Ketten und ihre Schuhe sahen immer wie poliert aus. Sogar ihre Puppen schienen glanzvoller als die von Linde, und sie hatte doppelt so viele wie ihre Freundin und eine ganze Schublade voller Puppenkleider. Sie bestand darauf, dass ihre Puppen täglich die Wäsche wechselten.

Ich erzählte Christian und Alex nichts von diesen Nachmittagen und hoffte, dass mich die Mädchen und Ankes Brüder nicht verpetzen würden, aber immer blieb ich so lang, wie mich die Hoffmanns duldeten. Erst in den späten Abendstunden kehrte ich heim, und weder meine Mutter noch mein Vater schienen meine lange Abwesenheit zu bemerken.

Jeden Tag backte meine Mutter mehrere Bleche Butterkuchen. Sie versuchte die Lockerheit zu verbessern, die Konsistenz, den goldenen Glanz und die Saftigkeit zu perfektionieren. Sie experimentierte mit verschiedenen Buttersorten und suchte nach dem Königsweg, den Kuchen mit Zucker zu bestreuen. Wenn sie von mir Notiz nahm, dann höchstens um mir einen Teller mit einem großen Stück vorzusetzen. »Iß, Martin«, befahl sie mir, doch mir wollte es nicht schmecken. Ein falsches Wort, und sie war den Tränen nahe; kein Lob wollte je genügen.

Meine Schwester Birgit war dreizehn, also fast doppelt so alt wie ich, und ging am Nachmittag für gewöhnlich mit Jungs aus. Doch meine Mutter zwang sie, in der Küche zu helfen, was Birgit mit einem so ernsten und verängstigten Gesichtsausdruck tat, dass man meinte, sie habe ein Gespenst gesehen. Eine abrupte Bewegung, und ihre großen Augen würden ihr aus dem Kopf fallen und unter den Ofen kullern.

Mein Vater tat es wie ich und kam so spät wie möglich nach Hause. Er zog eine Kneipenschlägerei, einen Einbruch und sogar einen Raubüberfall der mörderischen Atmosphäre in unserem Hause vor. Zu später Stunde holte ich ihn in Fricks Krug ab, wo ihm seine Uniform so viele Gläser Bier und Schnaps bescherte, wie er nur trinken konnte. »Natürlich habe ich ihr Komplimente gemacht«, hörte ich ihn eines Nachts klagen. »Das erwartet sie von mir. Wenn ich ihr nicht jedes Mal erzähle, wie köstlich ihr Kuchen schmeckt, hält sie mich für undankbar. Wenn ich Kuchen essen will, muss ich sie loben.«

Peter Brodersen, dessen Frau selbst mit einem Braten am Wettbewerb teilnehmen würde, legte meinem Vater tröstlich eine schwere Hand auf die Schulter.

»Wird schon schiefgehen«, sagte Jens Jensen, der alte Torfstecher.

»Wird es nicht«, seufzte mein Vater. »Ihr Kuchen ist gut genug für uns, aber er hat nicht Meiers Qualität. Wenn sie verliert, werde ich drei Wochen nichts als trocken Brot zu essen bekommen. Sie wird

verlacht werden und sich gedemütigt fühlen. Sie wird sich nie wieder in Meiers Bäckerei sehen lassen können.«

*

Hinzugezogene wurden in Hemmersmoor mit Argwohn betrachtet, und sie blieben ›neu‹, selbst nachdem sie zwanzig Jahre im Dorf gelebt hatten. Unser Nachbar Bernd Fitschen, der als Kleinkind mit seinen Eltern nach Hemmersmoor gezogen war, und dessen verbliebenes Haar bereits weiß und dessen Sohn schon verheiratet war und selbst Kinder hatte, wurde noch immer ›der fremde Bernd‹ genannt. Seine Familie hatte zuvor zehn Kilometer entfernt gelebt, in Groß Ostensen.

Von Neuen wurde erwartet, dass sie sich anpassten, keinen Ärger machten und sich auch sonst unauffällig verhielten. Und so hätte Helga Vierksens Teilnahme in gleich zwei Disziplinen – Eintopf und Braten –, nachdem sie erst seit drei Jahren im Dorf gewohnt hatte, zu jeder anderen Zeit für Empörung gesorgt. Doch nicht in diesem Jahr. Dieses Mal stand die herkulische Aufgabe meiner Mutter im Blickpunkt, und die eifrigen Zungen von Hemmersmoor fanden kaum die Zeit, sich anderen Themen zu widmen.

Die Augenringe meiner Mutter wurden größer und dunkler, und ihr Gesichtsausdruck schwankte zwischen Euphorie und Hoffnungslosigkeit. In der Nacht vom Freitag, zwei Tage vor dem Wettbewerb, hörte ich sie in der Küche, wie sie sich selbst verfluchte. »Du konntest dein Maul nicht halten, nicht wahr, du eitle Vettel?« sagte sie. »Wie Heidrun, Bertha und Gertrud, wie das ganze Dorf über dich lachen wird!«

Ich schlich mich fort und lernte, Lindes Haar zu flechten. Es war braun und schwer und Anke zeigte mir, wie man es machen musste und lachte, als ich fertig war. Die Zöpfe waren ungleich lang und sahen albern aus. Linde sagte, es sei nicht so schlecht.

Als mich die Hoffmanns endlich nach Hause schickten, war un-

sere Küche noch immer hell erleuchtet. Mein Vater kam nach Mitternacht zu mir ins Bett und flüsterte: »Martin, mach ein bisschen Platz, und um Himmels willen, geh nicht die Treppe hinunter.«

*

Wie hatte Hemmersmoor nur einen so sonnigen Tag verdient? Unser Wetter war so verregnet und trostlos, wie es nur sein konnte, aber ich kann mich an kein einziges Erntedankfest erinnern, zu dem nicht die Sonne geschienen hätte. Jedes Jahr trieb uns die Sonne aus den Betten und in die Kirche. Gestärkte Hemden und Krawatten und Kleider, die schon im Vorjahr nicht mehr gepasst hatten, machten den Gottesdienst zu einer ungemütlichen Angelegenheit, aber wenn es an der Zeit war, zu Fricks Krug hinüberzugehen, waren alle so milde gestimmt wie der Oktobertag. Nur die Besitzer des Gutshofes, der einige Kilometer außerhalb des Dorfes lag, ließen sich nicht blicken. Für sie war es womöglich ein unwürdiges Spektakel, und der Gedanke, dass sich die von Kamphoffs neben uns auf die rohgezimmerten Bänke hätten setzen können, war einfach lachhaft.

Um ein Uhr, mit von Bier und Bommerlunder geröteten Gesichtern, gingen die Männer auf den Dorfplatz, wo die Frauen die verschiedenen Sektionen des Wettbewerbs aufgebaut hatten. Der Pastor steckte den Preisrichtern eine rote Schleife an die Jackenaufschläge oder an die Blusen, und die fünfzehn Männer und Frauen stellten sich vor den dampfenden Töpfen auf, um von ihrem Recht des ersten Bissens Gebrauch zu machen. Wir anderen warteten ungeduldig, bis wir an der Reihe waren. Anke und Linde waren mit ihren Eltern gekommen; sie trugen weiße Kleider, und ihre Zöpfe waren in genau der gleichen Weise geflochten und um ihre Köpfe gewunden. Sie winkten mir zu, und fast wäre ich zu ihnen hinüber gelaufen, aber ich besann mich schnell eines Besseren, tat als hätte ich sie nicht bemerkt und stellte mich mit hochrotem Gesicht hinter meinem Vater in die Reihe.

Die Preisrichter schöpften Eintopf in ihre Suppenteller und schlürften und schmatzten mit wichtiger Miene. Sie waren per Los ermittelt worden, damit es eine möglichst neutrale Jury gäbe. Niemand durfte zweimal hintereinander Preisrichter sein.

Hemmersmoor hatte seine Skandale erlebt. Neun Jahre zuvor hatte eine Bäuerin die Preisrichter bestochen und war für den Rest ihres Lebens vom Wettbewerb ausgeschlossen worden. Und seit Monaten hatten Heidrun Brodersens Triumphe in den letzten drei Wettbewerben Verdacht bei denjenigen erregt, die ihren Braten bei einer ihrer Essenseinladungen gekostet hatten. Doch im Großen und Ganzen hatte sich unser System als nützlich erwiesen.

Und so waren alle überrascht, als nach einer halben Stunde gewissenhaften Kostens Helga Vierksen zur Siegerin erklärt wurde. Natürlich mussten die Preisrichter gerecht sein, aber sie waren auch der Tradition verpflichtet. Helga Vierksen den ersten Preis zu verleihen war wie ein Schlag ins Gesicht.

Um so erstaunlicher war es, dass niemand, der ihren Eintopf probiert hatte – einen Rindereintopf aus Kartoffeln, Wurzeln und großen, zarten Fleischstücken – Einspruch erhob. Es schien, dass sogar die anderen Teilnehmer, darunter Größen wie die Apothekerin Rosemarie Penck, ihre Niederlage eingestanden. Helga Vierksens Töpfe sprachen laut und deutlich: Nur die ihren waren leer und so sauber, als ob Dutzende unserer Katzen sie ausgeleckt hätten.

Helga war eine beliebte Frau mit flachen Brüsten und einem Lachen, in dem die meisten Zähne noch vorhanden waren. Sie nahm die hölzerne Gedenktafel entgegen und sagte ein kurzes Dankeschön. Sie war nicht so dumm, sich großzutun. Ihre fünf Kinder – der älteste Junge war einer meiner Klassenkameraden – standen um sie herum und versuchten, die Tafel in ihre Hände zu bekommen. Die Menge applaudierte zaghaft, aber doch überzeugt. Wir waren nicht herzlos.

Der nächste Wettbewerb endete mit Heidrun Brodersens viertem

Sieg in Folge. Ihre Nachbarn schüttelten ratlos die Köpfe, aber wer wollte an einem sonnigen Oktobernachmittag zu streiten anfangen?

Als schließlich der letzte Wettbewerb begann, war das Gesicht meiner Mutter so rot, und die Haut so straff über Kinn, Nase und Wangen gespannt, dass ich fürchtete, sie könnte reißen. Sie stand neben den Preisrichtern, die falschen Zähne grinsten und die Drähte ihres Gebisses funkelten. Ihre zwölf Bleche Butterkuchen glänzten golden und buttrig, der Zucker glitzerte.

Und wie wir aßen! Wir aßen und aßen, die fünfzehn Preisrichter gerieten ins Schwitzen. Bäcker Meier hatte sich der Herausforderung gestellt und unsere ohnehin hohen Erwartungen noch übertroffen. Aber hatte er meine Mutter überboten? Seine größeren Bleche schienen der einzige Unterschied zwischen seinem Kuchen und dem seiner Mitbewerberin zu sein.

Also aßen wir weiter. Wir konnten diese Sache nicht dem Zufall überlassen. Herr Frick ließ Kaffee servieren. Das ganze Jahr über sackte er das Geld ein, das unsere Väter im Moor verdienten, doch zum Erntedankfest ließ er sich nicht lumpen.

Als die Preisrichter sich daran machten, einen Gewinner zu ermitteln, deutete Jens Jensen auf Otto Nubis und sagte: »Otto, deine Zunge ist ganz schwarz.«

»Nein, deine ist so schwarz wie Teer«, gab der Vorarbeiter von Brümmers Maschinenfabrik zurück.

Als der Pastor sich einmischte und versuchte, die Männer zu beschwichtigen – vielleicht fürchtete er, dass ein Faustkampf, eine weitere Tradition des Erntedankfests, bevorstand –, wandten sich die zwei gegen ihn, hielten ihn fest und zwangen seine Lippen auseinander. »Deine Zunge ist so schwarz wie dein Rock.« Und so war es wirklich. Schon bald steckten wir alle die Zungen heraus, und sie waren schwarz, jede einzelne.

Wir waren starr vor Schreck. Denn wir wussten, dass dies nur eine einzige Ursache haben konnte. Obwohl es keiner von uns per-

sönlich miterlebt hatte, ließ die Geschichte des Dorfes keinen Zweifel zu. »Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot.« Wir hatten ein Leben lang Brot gegessen, aber die Erzählungen unserer Vorfahren und ihrer Not lebten fort. Wir wussten, was einige der ersten Siedler im Teufelsmoor getan hatten, um sich vor dem Hungertod zu retten. Jetzt war es noch einmal geschehen. Unsere Zungen waren schwarz; wir hatten Menschenfleisch gegessen.

Schweigen breitete sich aus, viele standen von den Tischen auf, als wollten sie fliehen. Dann wurde ein Murmeln hörbar, und alle Augen suchten nach den Wettbewerbern. Wer konnte uns so etwas angetan haben? Wer hatte unseren Kochwettbewerb und damit ganz Hemmersmoor besudelt?

Meine Mutter und Bäcker Meier waren über jeden Verdacht erhaben, aber wo waren die Köche der Eintöpfe und Braten? Einer von ihnen musste es getan haben.

»Heidrun war's«, schrie einer. »Deshalb gewinnt sie jedes Jahr.« Es war mein Vater, der seine Stimme erhoben hatte. »Ich habe ihren Braten schon oft gegessen, und er taugt nichts.«

»Er hat recht«, kam Bernd Fitschen meinem Vater zu Hilfe. »Heidrun war's. Das ist der Grund, warum das Fleisch so zart war.«

Die Beschuldigte war eine fette, charmante Frau, der die Männer hinterherpiffen. Sie war immer nach der neuesten Mode gekleidet und ihre kleinen Füße steckten in den zerbrechlichsten Schuhen. Sie hielt noch immer die Gedenktafel in ihren Händen und keifte die Männer an. »Ihr undankbaren Hurensöhne. Ich habe schon immer hier gelebt, und jetzt fallt ihr über mich her, weil eure Frauen nicht kochen können.« Was sie anschließend vorbrachte, wurde von denen übertönt, die sie in Stücke hacken wollten, bis Hunderte von Händen nach ihrer Schürze und ihrem Kleid grapschten und sie voller Verzweiflung schrie: »Warum heute? Ihr habt meinen Braten schon oft gegessen. Ich kann es nicht gewesen sein.«

Heidrun lag bereits am Boden, und schon waren Schläge auf sie herniedergeprasselt, doch plötzlich ließen die Dorfbewohner von ihr ab. »Sie hat recht«, schrie Otto Nubis. Und während ihr der alte Vorarbeiter auf die Beine half, benutzte Heidrun die Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen. Ihre Lippen waren blutverschmiert, und sie wischte sie schnell an ihrer Schürze ab. »Ich war's nicht. Es war Helga. Es war die Neue.«

Wieder herrschte Stille. Hemmersmoor konnte mit vollem Magen schlecht denken. Die Leute sahen sich nach der Neuen um. Wo war sie? Hatte sie sich aus dem Staub gemacht? Ja, Heidruns Anschuldigungen ergaben Sinn. Helga hatte uns Menschenfleisch vorgesetzt. Warum sonst hatte die Neue an zwei Wettbewerben teilgenommen? Warum sonst hatten wir ihre Töpfe leergekratzt? Ja, Helga, die Neue, war die Schuldige. Die Menge ließ von Heidrun ab.

Das schrille Geheule und Flehen halfen Helga kein bisschen und hielten niemanden zurück. Unsere Wut musste sich entladen. Jemand griff nach ihrem Kleid, ein anderer nach ihrem Haar, diesmal kannte das Dorf keine Gnade. Als Hemmersmoor mit ihr und ihren Kindern fertig war, und die Körper am Boden Säcken ähnelten, die man mit Fetzen, Steinen und Stöcken gefüllt hatte, übernahm mein Vater die Führung und ging der Menge voran zu Helgas Haus.

Wir setzten Haus und Scheune in Brand und verschonten auch die Stallungen nicht. Helgas Ehemann, der seine Schuld mit seiner Abwesenheit beim Erntedankfest eingestanden hatte, wurde von einer Axt gefällt und ins Haus zurückgeschleift, wo seine Überreste unter einstürzenden Balken und Wänden begraben wurden. Das ganze Dorf schaute zu und bejubelte das Feuer und half später bei den Löscharbeiten, nachdem die Flammen, die aus Helgas Scheune drangen, an der ihres Nachbarn zu lecken begannen.

Als endlich das Knallen und Fauchen nachließ, legte sich eine unheimliche Stille über das Dorf. Unsere Zungen waren noch immer schwarz, aber unser Zorn war verraucht. Unsere Väter standen wie

Kinder um das verkohlte Haus herum, beschämt, schweigend, aber bereit, sich auf jeden zu stürzen, der sie anklagen sollte. Wir Jungen und Mädchen hatten uns heiser geschrien und suchten nun in den Trümmern nach kleinen Schätzen. Anke und Linde standen etwas abseits. Sie hatten einen halbversengten Frauenhut mit einer bunten Schleife und eine Kette mit einem grünen Anhänger aus der Asche gezogen. Ihre weißen Kleider waren schmutzig und verrußt, ihre Zöpfe hatten sich längst gelöst.

In jener Nacht spendierte Frick, ganz gegen seine Gewohnheit, eine zweite Runde Freibier, und es gab keine Raufereien. Niemand wollte die Stimme erheben, und nur ein paar Unverbesserliche murmelten, dass Heidrun im Jahr darauf endlich an der Reihe wäre. Selbst als Jens Jensen behauptete, dass der alte Frick Wasser in sein Bier schütete, lachten die Leute nur.

Der einzige Mensch in Hemmersmoor, der noch oft von unserem Erntedankfest sprach, war meine Mutter. Kein Gewinner war im Butterkuchenwettbewerb auserkoren worden, und die Preisrichter, die zugaben, dass ihre schwarzen Zungen nicht in der Lage waren, eine gerechte Entscheidung zu fällen, weigerten sich, einen ersten Preis zu verleihen. Mein Vater begrüßte das Ergebnis. Er liebte Gebäck und wollte keine Feindseligkeiten zwischen ihm und dem Bäcker aufkommen lassen. Meine Mutter war jedoch untröstlich.

Als Anke und Linde mich am folgenden Nachmittag auf dem Nachhauseweg ansprachen und fragten, ob ich mit ihnen spielen würde, sagte ich so laut, dass es Alex und die anderen Jungen hinter mir hören konnten: »Ich spiel nicht mit Mädchen. Ich bin doch nicht blöd.«

CHRISTIAN

In dem Herbst als Helga Vierksens Haus niederbrannte, war ich sieben Jahre alt. Sie und ihre fünf Kinder wurden auf dem Marktplatz erschlagen, und ihre Gebeine – was noch übrig war von ihnen – wurden in einer Ecke des Friedhofes begraben. Der Friedhof war ein karger, windiger Ort, von einer niedrigen Steinmauer umgeben. Manche Nacht schlichen wir uns vorsichtig heran und schauten zu, wie kleine Flammen über die Gräber huschten.

In jenem Herbst hätte ich eingeschult werden sollen, aber meine Eltern legten meinen Fall den Behörden vor, und es wurde vereinbart, dass ich ein weiteres Jahr in ihrer Obhut bleiben dürfte. Mir war nicht klar, was meine Eltern sich von diesem weiteren Jahr erhofften. Ich hatte jedenfalls jede Menge Zeit, weil Alex und Martin, meine beiden besten Freunde, nun Lesen, Rechnen und Erdkunde lernten.

Oft lief ich zum Ufer der Droste oder zu Brümmers Maschinenfabrik. Es war ein niedriger, blaßgelb gestrichener Bau mit einem großen Schiebetor. Ein Bahngleis endete hier, und nachmittags saß ich im Gras und wartete darauf, dass sich die schwarze Dampflokomotive zeigen würde. Etwas anderes trieb mich an sonnigen Tagen zu Brümmers Fabrik hinaus. Aus unbekanntem Gründen war ein Schaufenster zur Linken des Büroeingangs in die alte Halle eingelassen worden. Doch weder bot die Fabrik den Dorfbewohnern ihre Waren an, noch kamen die Leute aus Hemmersmoor zur Fabrik, um einzukaufen. Noch rätselhafter war, was hinter der Glasscheibe lag. Es war unmöglich, ins Innere des Büros zu blicken, weil eine Art Alkoven um das Fenster herumgebaut worden war, und zwei kleine Türen, die sich zum Büro hin öffneten, immer verschlossen blieben.

Alle vier Seiten des Alkovens waren abgewinkelt und gaben uns den Eindruck, in einen kurzen Tunnel zu blicken. Otto Nubis, der Vorarbeiter, stellte hier seine Marionetten aus, jeweils drei oder vier. Die hölzernen Menschen auf der anderen Seite des Glases waren weder bunt noch hübsch anzusehen. Ihre Kleider waren schäbig, verfärbt, ihre Gesichter rauh und ernst und einschüchternder als die Bilder der gefolterten Heiligen in unserer Kirche. Ich fürchtete mich vor ihnen und konnte nicht umhin, sie jede Woche erneut anzugaffen.

Die Eintönigkeit meiner Tage wurde erst zwei Monate später unterbrochen. Jeden März und Oktober kam ein Jahrmarkt nach Hemmersmoor und schlug seine Zelte auf dem sandigen Dorfplatz neben Fricks Krug auf. Wir träumten von Astro-Raketen, dem galaktischen Feuertunnel und dem Schloss der Schrecken, aber wir bekamen nur unansehnliche Karussellpferde und Schießbuden, deren Luftgewehre rostig und verbogen waren. Niemand gewann je einen der fünf riesigen Bären, die über den Köpfen derjenigen hingen, die bereit waren zu zahlen.

Während Alex und Martin in der Schule saßen, schaute ich den Schaustellern dabei zu, wie sie ihre Buden aufbauten. Ich erkannte die Süßwarenverkäufer und das Spiegellabyrinth, und ich bummelte an den Männern und Frauen vorbei, die noch weniger Zähne und Finger hatten als der ärmste Torfstecher im Dorf.

Eine Attraktion war mir unbekannt. Das weiß-rote Zelt lag hinter den Schiffsschaukeln, und ein dünner Mann, der alt sein musste, aber so gar nicht wie meine Eltern aussah, stand davor und brachte ein großes Schild an: »Ricos Reise durch die Hölle«. Ich rührte mich nicht von der Stelle und gaffte.

»Was ist das?«, fragte ich schließlich.

Der Mann drehte sich zu mir um. Er trug einen Anzug aus derbem, braunen Stoff, und sein weißes Hemd stand am Kragen offen. Seine ledrige Haut war ganz faltig. Er hatte eine kräftige Nase, eine hohe Stirn und ein tief gekerbtes Kinn. Seine Augen waren wässrig

und von einem so hellen Grau, dass sie fast weiß wirkten. Was konnten Augen wie diese sehen, fragte ich mich, und trat zwei Schritte zurück.

»Wer will das wissen?«, fragte der Mann.

»Ich«, erklärte ich trotzig.

Der Mann, den ich für Rico hielt, lachte. »Hast du auch einen Namen?«

»Christian Bobinski«, sagte ich. »Sind Sie das?« Ich deutete auf das Schild. »Was kann ich in der Hölle sehen?«

»Nicht wahr, du kannst es nicht erwarten?«, fragte Rico. »Aber die Hölle kann mit dir nichts anfangen. Du musst achtzehn Jahre alt sein, um meine Wunder zu sehen.«

»Unsinn«, sagte ich. »Ich bin alt genug.«

Rico lachte erneut. »Komm nach Mitternacht. Wenn du mir dann einen Gefallen tust, werde ich dich durch die Hölle führen.«

*

Auch wenn ich erst sieben Jahre alt war, wusste ich doch, dass die Hölle nicht in einem Zelt herumreisen konnte. Und trotzdem konnte ich den ganzen Tag lang keine Ruhe finden. Ich band meinem Kater Melchior eine Konservenbüchse an den Schwanz und schaute ihm zu, wie er vor Entsetzen aus unserem Garten und in die nahen Wälder sprang. Als meine Schwester Ingrid, die zehn Jahre alt war und in die vierte Klasse ging, nach Hause kam, steckte ich ihr einen Frosch ins Kleid, und meine Eltern schickten mich sofort auf mein Zimmer und verriegelten die Tür. Meine große Schwester Nicole schob einen Zettel unter meiner Tür hindurch. »Hoffentlich lassen sie dich nie wieder heraus.«

Die Hölle. Was hatte Rico mir zu zeigen? Ich kletterte aus meinem Fenster, sprang auf einen dicken Ast unseres Lindenbaums und ließ mich von dort zu Boden fallen. Ich musste Alex und Martin finden.

Sie waren bei Alex zu Hause. Der Lehrer hatte ihnen aufgegeben,

bunte Blätter zu sammeln und sie in dicken, schweren Büchern zwischen Löschpapier zu trocknen. Mittlerweile erprobten sie die Methode an Eidechsen und Blindschleichen.

»Die Hölle?« fragte Martin. Er war der Sohn des Gendarms, sehr dünn und der Größte von uns. Sein Haar war rostbraun, und er hatte eine große Lücke zwischen seinen Vorderzähnen. »Und er lässt dich rein?«

»Wenn ich ihm einen Gefallen tue«, sagte ich.

Alex' Eidechse bewegte sich noch immer und der Schwanz zuckte im Band A - D des Brockhaus Lexikons. Er war der jüngere Sohn von Herrn Frick, dem Besitzer der Gaststätte. Kräftig gebaut, hatte er buschige Augenbrauen, die ihm fast zusammenwuchsen. Sein Bruder Olaf hatte den Krug übernehmen sollen, hatte sich aber geweigert und war mit seiner Frau ausgezogen. Er arbeitete jetzt in Brümmers Maschinenfabrik.

Alex kümmerte der Zank zwischen Olaf und seinem Vater nicht und hatte das Zimmer seines großen Bruders sofort in Beschlag genommen. »So ein dummer Affe,« sagte er, wann immer die Erwachsenen auf Olaf zu sprechen kamen, und jedes Mal verpasste ihm sein Vater eine Ohrfeige. Doch die Gastwirtschaft war Alex' Reich. Wann immer wir hungrig waren, konnte er uns aus der Küche etwas zu essen besorgen. Er hatte auch schon Schnaps für uns gestohlen. »Ist Rico der Teufel?«, fragte er jetzt.

»Das weiß ich nicht«, gab ich zu. Es schien nicht wahrscheinlich, aber Ricos Augen hatten mich fasziniert. Ich musste mir so ein Paar besorgen.

Um Mitternacht traf ich meine Freunde hinter Fricks Krug. Es war Freitagnacht, und der Lärm in der Gaststätte würde andauern, bis auch der letzte Säufer hinausgeworfen worden war. Es gab kein Gerücht, das Alex nicht gehört hatte. Was auch immer die Leute in Hemmersmoor geheimhalten wollten, unter Alkohol posaunten sie es schließlich doch heraus.

»Es ist die unglaublichste Sache, die er je gesehen hat«, erzählte er uns über Jens Jensen, den alten Torfstecher, der seinen Bommerlunder liebte und der schon oft gebeichtet hatte, dass er es mit Hexen im Moor trieb. »Er hat die Verdammten und ihre gequälten Seelen gesehen, und er sagt, dass es sogar dem Teufel selbst Angst einjagen könnte.«

Der Jahrmarkt hatte um Mitternacht geschlossen, und wir waren vor den Blicken der Erwachsenen sicher. Nur die Schausteller liefen noch vor den Zelten umher, und sie würdigten uns keines Blickes. Was kümmerten sie die Kinder von Hemmersmoor?

»Ricos Reise durch die Hölle« schien verlassen, der Eingang verschlossen, aber nach meinem dritten Ruf erschien Rico aus der Dunkelheit und lächelte. »Von diesen hier war keine Rede.« Er deutete auf meine Freunde. »Fürchtest du dich?«

»Ich habe keine Angst«, sagte ich. »Ich will die Seelen sehen.«

»Sicher willst du die sehen«, antwortete er. »Aber du musst dir deine Reise durch die Hölle erst verdienen.«

»Wie denn?«, sagte Alex.

»Du nicht«, sagte Rico. »Nur dieser eine hier.«

»Das ist nicht gerecht«, sagte Alex. »Ich will auch die Hölle sehen.«

»Du hast nichts, was mir gefällt«, sagte Rico. Seine Augen öffneten sich weit, die Pupillen waren grellweiß, Alex wich zurück.

»Was willst du von mir?«, fragte ich.

Rico war groß, größer als mein Vater, größer als Jens Jensen. Er war auch dünner als irgendwer in Hemmersmoor. Er trug noch immer seinen braunen Anzug, und es war mir, als könnte ich unter dem braunen Stoff seine Knochen klappern hören.

»Das geht nur uns zwei etwas an«, sagte er.

»Wir wollen es aber wissen«, beharrte Martin.

Rico sah ihn eine Sekunde lang an, dann zog er sich mit einer eleganten Verbeugung den rechten Schuh aus. Alex und Martin rann-

ten davon. Sie ließen mich vor »Ricos Reise durch die Hölle« im Stich. Es roch nach Schwefel, und Ricos Augen beruhigten sich erst nach einigen Minuten. Dann zog er sich den Schuh wieder an, um seinen Huf zu verbergen.

»Du rennst nicht weg?«, fragte er mich.

»Ich will die Hölle sehen.«

»Ich verspreche, sie dir zu zeigen. Aber zuerst musst du mir die Seele deiner jüngeren Schwester bringen.«

»Wie mache ich das?«

Rico beugte sich zu mir herab und legte ein Glasfläschchen in meine Hand. »Du stiehst dich ins Zimmer deiner Schwester und setzt dich auf ihr Bett. Du sprichst die Worte, die ich dir vorsagen werde, und wenn ihre Seele auf ihren Lippen erscheint, wirst du sie für mich einfangen.« Er brachte seine Lippen ganz nah an mein Ohr und flüsterte mir die neun Wörter zu, die es brauchte, um Ingrids Seele zu rufen.

»Warum wolltest du die Seelen von Martins und Alex' Schwestern nicht haben?«, sagte ich, bevor ich ging. »Alex' Schwester Anna hat schon Brüste.«

»Sie sind grob, ihre Seelen geben kein Licht. Deine Schwester – mit ihr ist das anders. Die Seele deiner Schwester wird leuchten.«

»Junger Mann«, rief Rico mich zurück.

»Ja?«

»Du musst ihre Seele morgen Nacht einfangen. Wir werden uns hier treffen, und du sollst die Hölle sehen.«

*

Ich stellte mich am nächsten Tag krank und blieb in meinem Zimmer. Am Nachmittag kam Alex zu Besuch. »Was wollte Rico?«, fragte er. Ich konnte es ihm ansehen, dass er sich schämte, davongelaufen zu sein, aber seine Neugierde hatte die Oberhand gewonnen.

»Wo ist Martin?«, fragte ich ihn.

»Ist bei Anke und spielt mit ihr und Linde Puppen«, schnaubte er verächtlich. »So ein Feigling. Der ist selbst ein Mädchen.« Er schnaubte noch einmal. »Also, was wollte Rico?«

»Nichts«, sagte ich.

»Musst du ihm deine Seele verkaufen?«, sagte Alex.

»Nein.«

»Er ist der Teufel, hab ich recht?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Ich hab's doch gewusst. Ich hab's gewusst. Heute Morgen hat der alte Fitschen zwei seiner Hähne tot aufgefunden. Die waren ganz schwarz, innen und außen, und er sagte, dass das ein Zeichen sei.«

»Natürlich«, sagte ich ein zweites Mal.

»Und Jens Jensen wurde in der Frühe bewusstlos in einem Graben gefunden. Er behauptet, dass er mit dem Teufel gekämpft hat, weil der ihn holen wollte.«

»Natürlich«, wiederholte ich.

»Sie versuchen Ricos Zelt zu schließen, aber ein paar sagen, dass sie es nicht mit dem Teufel aufnehmen und ihn nicht anrühren wollen.«

»Sie werden ihm nichts anhaben.«

*

Ricos Zelt blieb offen und jeder kam, um sich die Wunder der Hölle anzuschauen. Ich hingegen wartete, bis meine Schwestern zu Bett gegangen waren. Um elf stand ich an Ingrids Seite. Vorsichtig beugte ich mich über sie und lauschte auf ihre Atemzüge. Ihre Augenlider flatterten von Zeit zu Zeit. Ich nahm den Wäschesack meiner Mutter und zog ihn langsam über Ingrids Gesicht. Dann tastete ich nach ihrer Nase und ihrem Mund und hielt beide zu. Ingrid erwachte mit einem Ruck und erstarrte für einen Moment. Dann schlug sie um sich. Ihre Beine zappelten, traten aus. Ihre Finger krallten sich mir

ins Gesicht und kratzten mir die Wangen wund. Sie riss an meinem Haar und hieb auf meine Nase ein. Sie bog und wand sich, aber ich setzte mich auf ihre Brust und ließ sie nicht entkommen. Sie ruckte einige Male, dann gaben ihre Finger nach und schließlich lag sie ganz still. Ich zog ihr den Sack, der aus festem Ölzeug gefertigt war, vorsichtig vom Kopf, und band ihn sorgsam zu. Was immer Rico von mir wollte, ich hielt es in diesem Sack gefangen.

Die Augen meiner Schwester standen offen, aber sie blieben ausdruckslos und dunkel, ohne den geringsten Schimmer. Ich legte ihr ein Ohr auf den Mund, glättete dann ihr Haar und deckte sie zu. Aber ihr rechtes Bein ragte unter der Bettdecke hervor, und ihr Fuß schien ganz kalt und bläulich wie verdorbene Milch. Ich nahm ihre große Zehe zwischen meine Lippen und saugte daran. Danach stopfte ich auch die anderen Zehen in meinen Mund. Ich steckte meinen Kopf unter die Bettdecke und unter Ingrid's Nachthemd. Ich legte mich auf den Körper meiner Schwester, so als ob ich sie wärmen könnte, legte meinen Kopf auf ihre Brust und küsste ihren Hals, und nichts war mir genug.

Als es an der Zeit war, stopfte ich mir den Wäschesack unter die Jacke und eilte aus dem Zimmer. Dann kletterte ich abermals zu meinem Fenster hinaus und in den Garten, voller Angst, dass ich Ingrid's Seele verlieren könnte.

Rico wartete hinter seinem Zelt auf mich. »Du bist zurückgekommen. Ich wusste es«, sagte er.

»Natürlich«, sagte ich.

»Du hast sie gefangen«, sagte er, aber es hörte sich wie eine Frage an.

»Natürlich«, sagte ich und klopfte auf meine Hosentasche, in der ich sein leeres, nutzloses Glasfläschchen trug. »Nun musst du mir alles zeigen.«

»Ich will es sehen«, sagte er.

»Später«, sagte ich.

Er nickte und konnte doch seine Augen nicht von mir abwenden. Dann schüttelte er den Kopf und stieß den Eingang auf.

Die Wände waren voller Gemälde, die die verschiedenen Höllenkammern zeigten. Eines zeigte Sünder, denen die Kleider vom Leibe gerissen und die in Wannen mit siedendem Öl gestoßen wurden. Auf einem anderen Bild schnitten ganze Horden von Teufeln die nackten Sünder auf und hängten sie an große Haken und rösteten sie über gewaltigen Feuern.

»Fürchtest du dich jetzt?«, fragte Rico.

»Nein«, sagte ich. »Zeig mir mehr.«

Er führte mich zu einem Gestell, auf dem viele Fläschchen standen, die ganz wie das meine aussahen. Die Lichter im Inneren schimmerten bläulich. »Diese bewahre ich solange auf, bis ich sie in die ewigen Flammen werfe«, flüsterte Rico mit rauher Stimme.

»Was hast du sonst noch?«, fragte ich.

Rico führte mich zu einem Haufen von geschwärzten und halbverbrannten Knochen – den Überbleibseln von Sündern, deren Fleisch im Höllenfeuer verbrannt war.

»Was sonst noch?«

Er ging voran in die hinterste Ecke seines Zeltes. »Hier«, sagte er, »du kannst direkt hinunter in die Hölle blicken.« Er zog das schwarze Tuch, das die Öffnung eines großen Fasses verhüllt hatte, beiseite, und ließ mich hineinsehen. »Es sitzt genau über dem Eingang der Hölle«, sagte Rico. »Der Eingang zur Hölle ist in Hemmersmoor.«

Nebel und Dampf stiegen aus dem Fass auf, und sobald ich mein Gesicht über den Rand des Fasses geneigt hatte, konnte ich Stimmen von ganz tief unten heraufkommen hören. Die Stimmen jammernten, beklagten ihr Schicksal und schrien in Todesqualen. »Das ist die Hölle«, sagte Rico. »Nun hast du sie gesehen.«

»Ja«, antwortete ich.

»Ich habe mein Versprechen gehalten«, sagte er. Dann betätigte

er einen Schalter und die Hölle hörte auf zu klagen. Das Fass hörte auf zu dampfen. Die Glasflaschen schimmerten nicht mehr.

»Und ich meins«, gab ich zur Antwort und griff in die Hosentasche und händigte ihm das alberne Fläschchen aus.

Er starrte auf das dunkle Glas. »Es ist leer«, sagte er. »Hast du nicht die neun Wörter benutzt, die ich dir gegeben hatte?« Seine Stimme war heiser.

»Natürlich nicht.« Ich knöpfte meine Jacke auf und reichte ihm den Wäschesack. »Wörter und Glasflaschen sind nicht genug«, sagte ich.

Seine Hände begannen zu zittern, als er den Sack entgegennahm. »Was ist das?«, fragte er mit heiserer Stimme. Langsam begann er den Sack aufzuknoten.

*

Der Himmel war mit Sternen behangen. Nach dem Schwefelgestank in Ricos Zelt war die Nachtluft wohltuend herb und taufeucht. Der Herbst war gerade erst angebrochen, man spürte noch einen Hauch sommerlicher Wärme, und ich ging langsam nach Hause. Aus Fricks Krug drang zorniges Geschrei, es klang wie die Stimmen der gequälten Sünder in Ricos Hölle.

Ich kletterte den Lindenbaum hinauf und von dort auf meine Fensterbank. Das Haus lag völlig still, meine Eltern waren längst eingeschlafen. Mein Bett fühlte sich klamm und unbehaglich an.

Sie fanden Ingrid, als das erste Tageslicht die Dunkelheit verdünnte und es Zeit war, sich für die Kirche zurechtzumachen. Meine Eltern versuchten, sie aufzuwecken, und sie vermochten es nicht. Den Rest des Tages wimmelte es von Besuchern, Trauergästen und Verwandten. Ich wurde in einen schwarzen Anzug gesteckt, und mir wurde verboten, aus dem Haus zu gehen und in der folgenden Woche an der Beerdigung teilzunehmen.

LINDE

Ich kann mich an die Hände meines Vaters nicht ohne Schmutz unter den Nägeln erinnern. Er war ein kleiner, drahtiger Mann mit einem blanken Schädel, den er im Sommer mit einem Taschentuch schützte. Die Ehe meiner Eltern war keine glückliche, und dies lag größtenteils daran, dass mein Vater, als Gärtner auf dem Gut der von Kamphoffs, nur wenig Geld nach Hause brachte. Geld war immer knapp, unser Haus war eine wacklige, eingeschossige Angelegenheit, und in unserem Vorgarten war kaum genug Platz, ein paar Blumen zu pflanzen.

»Die hätten uns zumindest im Großen Haus einquartieren können«, sagte meine Mutter Therese so oft, dass mein Vater und ich diesen Satz laut mit zu Ende sprechen konnten. Ich verstehe heute, dass dies eine Gelegenheit hätte sein können, bei der mein Vater sich zu seinen Schwächen als Brotverdiener und meine Mutter sich zu ihren nutzlosen Sehnsüchten hätte bekennen können. Sie hätten gemeinsam über sich lachen können. Doch das Gesicht meiner Mutter wurde schnell hart und das bedeutete das Ende jedes Gespräches, jeder Mahlzeit und aller Wärme.

An meine ersten Fahrten zum Großen Haus kann ich mich nicht erinnern, aber nach meinem vierten Lebensjahr verbrachte ich fast jeden Sommer mit meinem Vater auf dem Gut, und jeden Morgen lief ich an den Hecken und Sträuchern entlang und sog den eigentümlich schweren Geruch der noch geschlossenen Blüten ein. Obwohl es mir nicht ausdrücklich erlaubt war, auf dem Gut und in den Ställen herumzuschlendern, mochten die von Kamphoffs meinen Vater zu sehr, um auch nur ein Wort zu sagen. Sie wussten, dass niemand sonst so schwere Arbeit für so wenig Geld geleistet hätte.

Als ich sieben Jahre alt wurde, musste ich mir jedoch das Haar flechten und zur Schule gehen und Vater seine Arbeit ohne meine teure Gesellschaft verrichten lassen. Statt ihm zur Hand zu gehen, saß ich neben meiner besten Freundin, Anke Hoffmann, in unserem Klassenzimmer und lernte Rechnen und Schreiben. Ich kam mir mit meinen neuen Büchern und dem großen Ranzen sehr wichtig vor, und statt Eichen zu sammeln oder Blätter zu harken, verbrachte ich die Nachmittage im Hause der Hoffmanns. Anke und ich machten unsere Schularbeiten zusammen am Küchentisch, wo Frau Hoffmann uns helfen konnte, und wir spielten danach in Ankes Zimmer. Ich verbrachte so viel Zeit bei den Hoffmanns, dass mir mein eigenes Zuhause fast fremd vorkam.

Der Winter nach meiner Einschulung wollte überhaupt kein Winter werden. Im Herbst war auch Martin Schürholz häufig mit uns nach Hause gekommen, aber seit dem Erntedankfest wurden seine Besuche seltener. Wenn er kam, dann nur um uns das Haar zu flechten und uns seinen Kopf in den Schoß zu legen. Oder wir spielten Hochzeit, und er war der Bräutigam und musste uns küssen.

Die Vierksens waren an einem sonnigen Tag im Oktober begraben worden, und die Sonne wärmte uns noch immer, als wir Ende des Monats in schwarzen Kleidern auf die Beerdigung von Ingrid Bobinski gehen mussten. Dann blieben auch die Novemberstürme aus, und selbst am ersten Advent standen die Fenster der Häuser noch offen, und die Kerzen auf den Kränzen wollten niemanden in eine festliche Stimmung versetzen. Die Jungen im Dorf trafen sich nachts, um in der Droste zu baden.

An das warme Wetter in jenem Dezember hatten sich die Dorfbewohner schnell gewöhnt, aber als es fast Weihnachten war und noch niemand die eingemotteten Wollmäntel aus den hinteren Ecken der Schränke hervorgekramt hatte, begannen sie, sich Sorgen zu machen. Sie genossen die milden Tage und duldeten sogar die Fliegen, die auf ihren Türen und Fenstern saßen und in ihre Stuben kro-

chen und um die Köpfe der schlafenden Kleinkinder summten, aber wie lange konnte so etwas anhalten? Der Winter musste doch bald eintreffen, es musste doch bald schneien, die Kanäle mussten doch einfrieren. Je wärmer es wurde, desto besorgter wurden die Bauern. Hatte Helga Vierksen vor ihrem Tod das Dorf verflucht? Mussten wir auf diese Weise für unsere Sünden bezahlen? Die Bäume fingen wieder zu knospen an, Gras und Getreide begannen aus dem Boden zu schießen – ein plötzlicher Frost würde uns der Ernte berauben. Mein Vater schüttelte den Kopf und seufzte. Im Winter kam er oft früh nach Hause, die Gärten konnten dann ohne ihn auskommen. Doch das warme Wetter ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Die einzige Frau im Dorf, die ihren schwarzen Mantel trug, war die Witwe Madelung. Sie war das ganze Jahr in Schwarz gekleidet. Es war ihr einziger Mantel, und obwohl er zu warm sein musste, trug sie ihn, wann immer sie vom Gut der von Kamphoffs nach Hemmersmoor gelaufen kam.

Nach dem letzten Krieg hatten die Behörden in Groß Ostensen darauf bestanden, dass die von Kamphoffs einer Flüchtlingsfamilie Unterkunft gewährten. Und so war Inge Madelung mit ihrem kleinen Sohn Friedrich in einer Kammer einquartiert worden. Sie war eine kleine Frau, mit weißem, gelockten Haar, das, so hieß es, noch am Vorabend ihrer Flucht flachsblond gewesen war. Inge Madelung war noch keine vierzig Jahre alt, und trotz einer gewissen Müdigkeit, die sich in ihren Zügen eingenistet hatte, wurde sie von den Frauen in Hemmersmoor mit Argwohn betrachtet, wann immer sie vom Gut ins Dorf gelaufen kam. Sie hatte keinen Mann, sie hielt sich aufrecht, und sie hatte ihre jugendliche Figur behalten.

Hermann Madelung, der vor dem Krieg als Kellner gearbeitet hatte, war in Litauen verschollen, erzählte Frau Meier meiner Mutter und den anderen Frauen in der Bäckerei. Sie konnte sich glücklich schätzen, eine Bleibe für sich und ihren Jungen gefunden zu haben. Solange der Tod ihres Mannes nicht bestätigt werden könnte, würde

die kleine Frau keine Pension beziehen. Eine schöne Bescherung, seufzte Frau Meier, und die Frauen in der Bäckerei seufzten ein wenig zu herzlich mit ihr.

Im Sommer half Inge Madelung mit der Ernte auf dem Gutshof, und im Herbst und Winter wusch und flickte sie Hemden. Sie war eine gute Arbeiterin, fleißig und gewissenhaft und schweigsam. Und sie wusste mit Nadel und Faden umzugehen.

Friedrich ging in unserem Dorf zur Schule und saß zwei Reihen hinter mir. Er wurde oft wegen seiner gestopften Hemden und Strümpfe gehänselt. Er trug jeden Tag das gleiche Paar Hosen, immer sauber, jeden Monat etwas schäbiger und mit gestopften Knien, bis er schließlich aus ihnen herausgewachsen war.

Friedrich gab oft mit seinem Vater an, erzählte von dessen kühnen Heldentaten an der Front. Einen Tag flog sein Vater eine Attacke auf Moskau, ein anderes Mal rettete er seine Männer, indem er allein aus dem Schützengraben sprang und auf den Feind losstürmte. Er war ein hoher Offizier, erzählte uns Friedrich, und hatte viele Orden bekommen. Friedrich war der Einzige in unserer Klasse, der keinen Vater hatte, und seine Geschichten wurden von Monat zu Monat fantastischer. Aber Alex und Bernhard schimpften ihn einen Bastard, und oft lief er weinend von der Schule nach Hause, nachdem er sich mit Martin oder den anderen geprügelt hatte. Gerüchte kursierten im Dorf, dass weder Friedrich noch seine Mutter wüssten, wer sein Vater war. Dass sie ein Soldatenliebchen gewesen oder dass etwas noch viel Schlimmeres passiert sei, etwas das keine Frau beim Namen nennen wollte. Die Witwe Madelung könne sich glücklich schätzen, dass ihr Sohn nicht wie ein Mongole oder ein Mohr aussehe.

Inge Madelung ließ sich jedoch nichts anmerken und stopfte die Hosen ihres Sohnes nach jeder Prügelei. Und wenn sie nach Hemmersmoor kam, hielt sie sich so kerzengerade wie immer. Doch die Feindseligkeit der Frauen konnte ihr nicht entgehen. Sie sorgten sich um ihre Männer, nannten sie hinter ihrem Rücken Krähe und taten

es laut genug, dass sie es hörte. Zum Erntedankfest war sie nie erschienen.

So sehr sie sich wohl eine freundlichere Aufnahme gewünscht hätte, mag sie die Frauen in Hemmersmoor doch genau verstanden haben. Sie muss die Blicke der Männer wie Nadeln auf ihrer Haut gespürt haben, muss die geflüsterten Anzüglichkeiten gehört haben. Sie wurde ohne jeden Respekt behandelt, und mehr als einer der Männer piff ihr höhnisch hinterher.

All das wäre mir vielleicht entgangen – meine Freundin Anke und ich hatten Besseres zu tun, als uns um die Angelegenheiten der Erwachsenen zu kümmern – wäre mein Vater in jenem Winter wie gewöhnlich zu Hause geblieben, wären seine Hecken und Blumenbeete wie sonst unter einer Schneedecke begraben worden. Doch der alte Gutsbesitzer bestand darauf, dass mein Vater lange Tage in den Gärten des Großen Hauses verbrachte, und das Seltsame war, dass es ihn wohl nicht störte. Ganz im Gegenteil. Jeden Morgen schien er ein bisschen früher aufzustehen, und meine Mutter begann, sich über seine gute Laune und seine laute Stimme am Morgen zu beschweren. Wenn mein Vater abends nach Hause kam, war sie in einer so fürchterlichen Stimmung, dass ich das Haus floh und zu Anke lief, um mit ihr Strohsterne zu basteln.

Was ich nicht wusste, was mir meine Mutter aber bald in einem zischenden Flüsterton erzählte, war, dass Inge Madelung meinem Vater auf dem Gut zur Hand ging. Wie im Jahr zuvor hatte Inge im Herbst bei der Ernte geholfen, doch eines Tages war der Aufseher zu ihr gekommen und hatte sie gefragt, ob sie dem Gärtner zur Hand gehen könnte. Mein Vater benötigte extra Hilfe, und er, der Aufseher, könne niemanden sonst entbehren. Inge hatte eingewilligt, anscheinend froh, der prallen Sonne auf den Feldern zu entgehen. Mein Vater hatte den Kopf geschüttelt, als der Aufseher sie zu ihm geführt hatte, und hatte sich nachts bei meiner Mutter beschwert, dass sie nicht wie ein Mann schleppen und heben könne.

Doch nach der ersten Woche zeigte sich mein Vater mit Inges Arbeit erstaunlicherweise zufrieden, und nach einer weiteren Woche schienen sie den ganzen Tag lang Seite an Seite zu arbeiten, bis mein Vater gegen Abend in seinem alten Lastwagen ins Dorf zurückfuhr.

Die Miene meiner Mutter war finster, ihre Augen glänzten, und etwas, das wie ein Lächeln aussah, aber soviel gefährlicher schien, spielte um ihren Mund, während sie mir das alles zwei Tage vor unseren Schulferien berichtete. »Das Schlimmste ist«, sagte sie, »dass er nun überhaupt nicht mehr von ihr reden mag. Er hält sie vor mir geheim. Er kann es nicht erwarten, mit diesem Weibsbild allein zu sein. Dein Vater ist außer sich. Er hat uns beide schon lang vergessen.«

Ich antwortete ihr nicht, kein Wort von mir hätte sie beschwichtigen oder den Plan, den sie sich ausgedacht hatte, ändern können. Sobald die Schulferien anfangen, würde ich wieder mit meinem Vater aufs Gut fahren. »Du musst deine Augen offenhalten und mir alles berichten«, sagte sie.

»Kann Anke mit uns kommen?«, fragte ich sie schließlich.

Meine Mutter willigte ein. »Lass dir nur nichts anmerken.«

Am 21. Dezember, um fünf Uhr morgens, verließen mein Vater und ich das Haus, holten Anke ab, die bereits gewaschen und gekämmt am Zaun stand, und rumpelten in der Dunkelheit auf das Große Haus zu.

Anke trug einen kleinen Ranzen, den ihre Mutter für sie gepackt hatte, und starrte zum Fenster hinaus. Sie trug ein Kleid, das, ganz im Gegensatz zu meinem, viel zu gut zum Spielen war, und sie sah sehr hübsch aus und roch, als ob ihre Mutter sie am ganzen Körper mit kölnisch Wasser eingerieben hätte. »Können wir ins Labyrinth gehen?«, fragte sie.

»So lang ihr euch nicht erwischen lasst«, grummelte mein Vater. Noch im Sommer schien ihn meine Anwesenheit aufgeheitert zu haben, doch an jenem Morgen zeigte er sich launisch. »Macht mir kei-

ne Dummheiten, und vor allem seid höflich zum alten von Kamphoff und macht einen Knicks, wenn er kommt.«

Drei Generationen der Familie lebten auf dem Gut. Der alte Johann von Kamphoff hatte als Offizier in zwei Kriegen gedient. Ihm fehlte ein Arm, und er hinkte, wenn er aus dem Gutshaus zu uns in den Garten kam. Er war es, der meinen Vater einst eingestellt hatte, als dieser ein junger Mann mit einer schwangeren Braut gewesen war, und der alte Mann behandelte ihn mit demselben Wohlwollen, mit dem er einen Lieblingshund behandelt hätte. Seine Beine waren mit Krampfadern und Narben überwachsen, und den linken Hemdsärmel hatte er aufgerollt und mit einer Sicherheitsnadel an der Schulter befestigt.

An manchen Tagen stand er neben meinem Vater, während dieser Baumwurzeln ausgrub oder Rhododendren pflanzte, und schwafelte gutmütig von Schlachten, in denen er gekämpft hatte. Er erklärte, warum wir die Kriege hätten gewinnen müssen, und welche Fehler und Zufälle zu unserem Untergang geführt hatten. Wir hatten unser Schicksal nicht erfüllt.

Mein Vater gab ihm recht. Er war wohl ein guter, sanftmütiger Mann, aber wenn seine schlechten Augen ihn nicht vor dem Militärdienst bewahrt hätten, wäre er folgsam für das Vaterland in den Krieg gezogen. Er war arm, Hemmersmoor war arm, und irgendjemand musste für die Ungerechtigkeit in dieser Welt verantwortlich sein, und die Schuld lag nicht bei uns. Die Armut lag nicht an uns. Wir hatten uns nichts vorzuwerfen.

Nur wenige Leute im Dorf waren je auf dem Gut gewesen, und noch weniger hatten das Große Haus betreten. Doch dieser Umstand gab den Gerüchten die nötige Würze. So hieß es, dass Johann von Kamphoff seinen Vater im Schlaf ermordet hätte, um seine Erbschaft anzutreten. Dass er eine schwarze Frau im Keller versteckt hielt, die er während seiner Jahre im Krieg gefangen genommen hatte. Und immer wieder brachten die Gäste in Fricks Krug das Ge-

sprach auf den wahren Erben. Sie behaupteten, dass Johann einen jüngeren Bruder gehabt hatte, und dass dieser Bruder, gegen den Brauch, das Gut hatte erben sollen. Doch nach dem Tod seines Vaters hatte Johann nicht leer ausgehen wollen und hatte seinen Bruder umgebracht. In einer anderen Fassung der Geschichte, hielt Johann seinen Bruder noch immer gefangen, ganz so wie die schwarze Frau. Doch niemand vermochte sich recht an den wahren Erben zu erinnern, all das war ja noch vor dem ersten Krieg geschehen. Geburtsurkunden wurden in Hemmersmoor nicht aufbewahrt.

Heute war es jedoch Inge Madelung, nicht der alte Johann von Kamphoff, die wir zunächst auf dem Gut antrafen, und sobald mein Vater aus dem Laster geklettert war, stellte er uns vor. »Schulferien«, murmelte er. »Sind zu Hause nur im Wege.«

Inge gab uns die Hand, als ob wir schon erwachsen wären. »Ihr müsst mit meinem Friedrich in die Schule gehen«, sagte sie und lächelte.

»Ja«, sagte Anke. »Wir sind in derselben Klasse.«

»Wie schön«, sagte die Witwe. »Vielleicht mögt ihr später miteinander spielen.«

»Vielleicht«, sagte ich ohne Begeisterung, doch mein Vater warf mir einen strengen Blick zu und schickte Anke und mich in den Schuppen, um Harken und Scheren und Eimer zu holen. »Könnt euch nützlich machen«, sagte er, und schon bald rupften wir Mädchen Unkraut aus und harkten die Rasenflächen.

»Das ist blöde«, sagte Anke, die schon nach kurzer Zeit Blasen an den Händen hatte. »Meine Mutter will heute Plätzchen backen.«

»Kannst ja nach Hause laufen«, sagte ich und streckte ihr die Zunge heraus.

»Und dann müssen wir wohl noch mit dem Bastard spielen«, beklagte sie sich.

»Ja, wirklich blöd«, gab ich ihr recht. Den wahren Grund, warum wir aufs Gut gefahren waren, verriet ich ihr nicht. Meine Mutter

hatte mir verboten, auch nur einen Mucks davon zu sagen, aber ihre Ermahnung war überflüssig gewesen. »Wenn der alte Mann kommt, können wir uns davonstehlen«, beschwichtigte ich Anke.

Im letzten Sommer hatte sich Johann von Kamphoff vielleicht zwei- oder dreimal in der Woche bei uns im Garten blicken lassen, aber seit geraumer Zeit beschwerte sich mein Vater über seine ständige Anwesenheit. »Der schon wieder«, murmelte er, als der alte Gutsbesitzer gegen neun Uhr aus dem Gutshaus zu uns herüber kam. Ihm schienen die Besuche Johann von Kamphoffs nicht zu passen. Und ich merkte, dass sich das Aussehen des Gutsbesitzers verändert hatte. Sein Haar schien stets frisch geschnitten und glänzte ganz ölig, und er trug keine alten, ausgebeulten Hosen mehr. Die Schuhe waren frisch poliert. Er grüßte uns Kinder, und Anke und ich knicksten. Dann wandte er sich der Witwe zu und fragte »Frau Madelung, Wieder fleißig?«

»Lass uns gehen«, flüsterte ich Anke zu, aber meine Freundin schüttelte nur den Kopf.

»Was ist los?«, fragte ich, aber noch immer gab sie keine Antwort. Stattdessen starrte sie den alten Mann an, und wann immer er in unsere Richtung schaute, lächelte sie brav. Schließlich bückte sie sich tief und gab vor, Klee aus dem Rasen zu rupfen, während sie den Erwachsenen gebannt zuhörte.

Während Johann von Kamphoff von seinen Kriegserlebnissen erzählte, verfinsterte sich das Gesicht meines Vaters zusehends. »Hätte sie ja nicht umbringen müssen«, seufzte der Gutsbesitzer. »Hätte sie doch schlicht enteignen können.« Noch immer trug er seinen rechten Ärmel aufgerollt und an der Schulter festgesteckt, aber das Hemd war von einem teuren, seidigen Stoff, und er trug eine gestreifte Krawatte.

»Gewiss«, pflichtete ihm mein Vater abwesend bei. »Wäre für den Kriegsaufwand besser gewesen.«

»Verfluchte Schweinerei«, schimpfte Johann von Kamphoff und

blickte dann Inge an, die sich schnell abwandte und vorgab, nichts gehört zu haben.

»Erich«, sagte der Gutsbesitzer und deutete auf meinen Vater, »Erich glaubt, dass nur er allein etwas von der Gärtnerei versteht«. Er lachte wohlwollend. »Aber ich war nicht immer ein alter, dummer Gutsbesitzer. Ich bin viel in der Welt herumgekommen. Habe Afrika gesehen, die Wüste, die Muselmänner, die schwarzen Teufel. Ein faszinierender Kontinent.«

Auch ich hörte nun gebannt dem alten von Kamphoff zu, ganz so wie Anke. Vielleicht war die schwarze Frau im Keller kein dummes Gerücht. Vielleicht hatten die Leute im Dorf mit ihren Vermutungen recht.

Inge lächelte. »Wie geht es ihren Enkelkindern?«, fragte sie. »Mein Friedrich betet ihren Rutger an.«

Ankes Gesicht leuchtete bei der Erwähnung von Rutgers Namen auf. Der Enkelsohn des alten Gutbesitzers musste dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein, und alle meine Freundinnen wollten ihn heiraten. Er ging nicht mit uns zur Schule, aber von Zeit zu Zeit erschien ein schwarzer Mercedes in Hemmersmoor, und wenn die Familie von Kamphoff aus dem Wagen stieg, gafften die Dorfbewohner mit offenen Mündern. Nach jedem Besuch, den Rutger unserem Dorf abstattete, behaupteten alle Mädchen, dass er ihnen zugezwinkert habe.

Der alte Mann schien Inges Frage jedoch nicht gehört zu haben. »Es ist eine Schande, dass eine so junge Frau allein für sich sorgen muss«, sagte er. »Ihr Mann war ein Soldat?«

Inge antwortete zögerlich. »Er ist in Litauen gestorben.«

Johann von Kamphoff seufzte. »Schande«, sagte er. »Ich glaube, ich sollte Ihnen ein bisschen unter die Arme greifen. Fehlt Ihnen etwas? Braucht Ihr Sohn vielleicht etwas? Ich möchte Sie nicht beschämen, aber wenn Sie etwas brauchen, sagen Sie es nur.« Sein Gesicht wirkte dabei ungewöhnlich finster, so als ob er etwas Unschickliches gesagt habe, aber nun hellte sich seine Miene wieder auf. »Wir müs-

sen einander doch helfen, nicht wahr?« sagte er. »Sie sind eine gute Arbeiterin. Ich biete Ihnen keine Almosen an.«

Inge blieb stumm. Sie schien nicht zu wissen, was sie sagen sollte. »Danke«, brachte sie schließlich mit Mühe hervor und lächelte. Der Gutsbesitzer lächelte zurück, zwinkerte und wandte sich schnell ab.

Mein Vater sprach erst wieder, als es dem alten Mann zu heiß im Garten geworden und er zum Gutshaus zurückgekehrt war. »Man kann doch so nicht arbeiten«, schimpfte er. »Ja, Herr von Kamphoff, gewiss, Herr von Kamphoff.« Sein Gesicht und sein blanker Schädel waren ganz rot. Für eine Weile starrte er gedankenverloren vor sich hin. Anke und ich rupften noch immer am Rasen herum, doch mein Vater schien unsere Anwesenheit in seinem Ärger völlig vergessen zu haben. Er fuhr Inge scharf an. »Und das alles wegen dir. Lächle nur, mach nur ein hübsches Gesicht. Ermutige den alten Gockel nur. Wirst schon sehen, was dabei herauskommt.« Sein Gesicht war violett.

Inge blickte sich rasch nach uns um; sie hatte uns nicht vergessen. »Soll ich wieder in der Waschküche oder auf dem Feld arbeiten?«, fragte sie leise.

Nun drehte sich auch mein Vater nach uns Mädchen um. »Unsinn«, gab er hastig zurück, und sein Zorn legte sich fast augenblicklich.

*

Gegen Mittag kam Friedrich in den Garten hinaus, um seiner Mutter Butterbrote und einen Apfel zu bringen. Er schaute mich und Anke mit großen Augen an und zog dann ein Gesicht. Mein Vater holte unser Essen aus dem Lastwagen, gab mir die in Papier gewickelten Stullen und sagte, »Lauft schon los. Ihr könnt dem Friedrich das Labyrinth zeigen. Aber schreit nicht herum. Muss niemand wissen, dass ihr hier herumkraucht.«

Nur zögerlich machten wir uns auf den Weg. Friedrich schien von der Idee überhaupt nicht begeistert. Er sah sich nach seiner Mutter um, aber sie winkte ihn fort. Missmutig stapfte er mit uns durch den

Garten. »Ich kenn das Labyrinth schon«, sagte er. »Das ist langweilig.«

»Du bist langweilig«, gab Anke zurück.

»Was wollt ihr denn im Irrgarten?«, fragte er. »Der ist doch jetzt ganz kahl.«

»Anke kennt ihn noch nicht. Es ist ihr erstes Mal auf dem Gut«, sagte ich wichtig.

»Ich kenne es wie meine Westentasche«, sagte er. »Und ich kann, wann immer ich will, in die Ställe gehen. Vielleicht darf ich sogar eines der Pferde reiten.«

»Die gehören dir doch gar nicht«, sagte Anke. »Du bist doch gar nicht von hier.«

»Na und?«, sagte Friedrich. »Ohne Linde wärest du überhaupt nicht hier. Und sie ist nur die Tochter des Gärtners.«

»Und sie darf hier auch nicht reiten.«

»Aber ich bin ein Junge.« Friedrich baute sich vor Anke auf. »Warum hast du dich so rausgeputzt?«, fragte er.

»Weil meine Mutter mich nicht in Lumpen aus dem Haus gehen lässt«, sagte Anke schnippisch, doch schon hatte Friedrich sie zu Boden geschubst. »Dumme Ziege«, sagte er.

Ich wusste, was ich meiner Freundin schuldig war und ohrfeigte Friedrich. Ich dachte, er würde zurückschlagen, aber er sah mich nur für einen Moment an, drehte sich dann um und rannte davon. »Friedrich«, rief ich ihm nach – ich fürchtete mich vor dem Zorn meines Vaters, sollte er herausfinden, was passiert war – aber er kam nicht zurück.

*

Als es am Abend Zeit war, nach Hause zu fahren, blieb es in unserem Lastwagen ganz still. Mein Vater schaute uns von Zeit zu Zeit von der Seite an, sagte aber keinen Ton. Ankes Kleid war ganz schmutzig, und ich konnte spüren, dass sie es bereute, mitgekommen zu

sein. Sie hätte mit ihrer Mutter Plätzchen backen können, und stattdessen hatte sie jetzt Blasen an den Händen, hatte das Labyrinth langweilig gefunden, hatte keine Pferde sehen können, und vor allem hatte sie keinen Blick auf Rutger von Kamphoff werfen können.

»Danke, Herr Janeke«, verabschiedete sich Anke artig und kühl, als wir sie zu Hause absetzten. »Willst du morgen zu mir kommen?«, fragte sie mich, als sie aus dem Laster kletterte. »Mein Vater wird den Baum mit uns schmücken.«

»Geh nur«, sagte mein Vater, »ich werd schon allein zurechtkommen.« Aber ich schüttelte den Kopf. Ich hatte mein Versprechen gegeben.

*

An jenem Abend nahm mich meine Mutter beiseite und fragte mich über Inge Madelung aus. Wie war sie gekleidet? Wie sprach sie mit meinem Vater? War sie wirklich ständig in seiner Nähe? Was hatte er gesagt und getan?

Ich liebte meinen Vater, aber ich fürchtete meine Mutter. Ich musste ihr etwas preisgeben, um nicht ihren Ärger auf mich zu ziehen.

»Der Gutsbesitzer mag sie wohl recht gern«, sagte ich, und erzählte ihr von dem seltsamen Betragen des alten Mannes.

»Eine Schande ist das«, sagte meine Mutter. »Was für eine abgefeimte Person. Na, hat ja sonst nichts, muss sie sich halt an die Männer ranmachen.« Doch so sehr sie auch schimpfte, die Nachricht schien sie zu freuen. Sie lobte mich, streichelte mein Haar und die Wangen. »Sei nett zum Friedrich«, bat sie mich. »Sieh, ob du was von ihm herausfinden kannst.«

Später am Abend rief mich mein Vater zu sich und fragte, wie wir Kinder miteinander ausgekommen seien. Ich beichtete ihm, was geschehen war, und was Anke gesagt hatte, und er hörte mir schweigend zu. Schließlich sagte er, »Der Friedrich hat es nicht so leicht wie ihr Mädchen.«

»Aber er ist dumm und blöd«, sagte ich.

»Er hat doch nur Angst.«

»Vor uns?«

»Er ist nicht von hier, und ihr lasst es ihn spüren.« Er hielt einen Moment inne. »Willst du morgen früh wirklich wieder mitkommen?«

»Ja«, sagte ich. »Haben die von Kamphoffs wirklich eine schwarze Frau im Keller?«

Mein Vater sah mich erstaunt an, er war nie an diesen Gerüchten interessiert gewesen. »Vielleicht kannst du das morgen mit dem Friedrich herausbekommen,« lachte er. Dann wurde sein Gesicht ganz ernst. »Erzähl deiner Mutter nur nichts von der Frau Made- lung. Das wird sie nur aufregen.«

Ich nickte.

»Sie versteht nichts von meiner Arbeit, wie gut es ist, jemanden zu haben, der achtgibt, fleißig und zuverlässig ist. Sie denkt manchmal die schlimmsten Sachen, aber wir wissen es besser, nicht wahr?« fragte er.

Ich nickte noch einmal.

»Und sei nett zum Friedrich. Vielleicht könnt ihr doch noch Freunde werden«, sagte er langsam. »Spielst du noch mit deiner Eisenbahn?«

*

Bevor meine Mutter am nächsten Morgen das Wasser für seinen Kaffee aufsetzte, kam mein Vater zu mir ins Zimmer und stahl sich mit meiner Hilfe für kurze Zeit aus dem Haus. Und als wir in unserem dreirädrigen Lastwagen auf dem Gut ankamen und Inge Made- lung zu uns herüber schritt, nahm er eine große Holzkiste von der Ladefläche. »Es ist nichts«, erklärte er. »Altes Spielzeug von meiner Linde. Sie braucht es nicht mehr.« Als Antwort auf Inges fragenden Blick, fügte er schnell hinzu: »Es sind keine Puppen.« Er wurde rot und grinste mich schäffisch an. »Ich glaube, ich hab immer...« sagte

er und brach plötzlich ab. »Ich kann dir den ganzen Plunder ins Haus tragen helfen.«

»Das kann ich schon...«, wandte Inge ein, aber mein Vater fiel ihr ins Wort.

»Ist ganz schön schwer, die Kiste.«

Ich folgte den Erwachsenen, und als wir an Inges Türschwelle standen, wurde es mit einem Mal eigentümlich still. Ich erinnere mich an die Befangenheit meines Vaters, der mit der großen Kiste im Arm dastand und schwitzte, aber nicht weil es so ungewöhnlich warm war. Und ich sehe noch immer Inges Hand, die sich nicht entschließen konnte, die Türklinke zu ergreifen. Friedrich hatte uns kommen gehört und öffnete schließlich von innen und ließ uns mit einem grimmigen Gesicht ein. Wir müssen ihre ersten Besucher überhaupt gewesen sein.

»Stellen Sie sie einfach hier ab«, sagte Inge zu meinem Vater, und deutete in die Mitte des kleinen Zimmers. Ich kümmere mich später darum. Haben Sie vielen Dank«, sagte sie schnell.

Doch mein Vater machte keine Anstalten, die Kammer zu verlassen. Er setzte die Kiste ab und sah sich dann ausführlich um. »Bisschen eng«, sagte er. »Die konnten nichts Kleineres für euch zwei finden, was? Aber sauber, alles blank.« Er schaute zufrieden drein. »Ist ne Menge Spielzeug«, sagte er.

»Was sagst du?«, flüsterte Inge ihrem Friedrich zu.

»Danke«, sagte Friedrich.

»Vielen Dank«, sagte auch Inge und rührte sich nicht vom Fleck.

»Wir sollten wieder an die Arbeit«, sagte mein Vater, aber er stand noch etwas länger im Zimmer und sah sich wieder um. »Kein Bild von deinem Mann?«, fragte er plötzlich.

Inge errötete. »Ich hab alles verloren«, sagte sie schnell.

»Ganz recht«, sagte mein Vater. »Na, wir sollten nun wirklich gehen. Vielleicht kann Linde dem Friedrich helfen, die Eisenbahn aufzubauen?«

»Ja, schon, aber...«, sagte Inge langsam und drehte sich nach ihrem Sohn um.

»Aber soll ich dir nicht im Garten helfen?«, fragte ich meinen Vater flehentlich.

»Wir werden schon ein paar Stunden ohne dich auskommen«, sagte er.

»Aber wenn sie doch helfen will«, kam mir Inge zu Hilfe.

»Das ist schon recht«, sagte mein Vater brüsk, und ein paar Minuten später war ich mit Friedrich allein in der Kammer. Er stand vor der Holzkiste, wohl neugierig, was sie enthielt, aber auch zu stolz, um es sich anmerken zu lassen.

»Anke ist nicht hier«, sagte ich schließlich in die Stille. Ich erinnerte mich an den Plan meiner Mutter. Ich musste mich mit Friedrich anfreunden.

»Die ist blöde«, sagte Friedrich.

»Gar nicht«, erwiderte ich schnell. »Vielleicht ein bisschen.«

»Du bist netter«, sagte er sachlich. Und dann packten wir die Spielsachen gemeinsam aus, steckten die Gleise zusammen und putzten die Waggons. »Und die willst du wirklich nicht mehr haben?«, fragte Friedrich.

Ich zuckte mit den Schultern. »Meine Mutter sagt, ich bin zu alt für so etwas.«

»Ich bin genauso alt wie du.«

»Aber du bist ein Junge«, sagte ich.

Er sah mich verblüfft an, starrte dann auf die Dampflokomotive in seiner Hand und sagte: »Ich glaube, dein Vater mag meine Mutter.«

Ich hielt erschreckt inne. Bis jetzt war alles ein kompliziertes Spiel meiner Eltern gewesen, doch die Worte aus Friedrichs Mund zu hören, machte das Ganze plötzlich wahr. Er hatte recht, es konnte keine andere Erklärung geben. »Sei nicht blöde«, sagte ich.

»Sieh selbst.« Er stand auf und lief zu einer Kommode hinüber. Er zog eine Schublade auf und zeigte mir deren Inhalt. »Er bringt ihr

immer etwas mit, auch wenn sie es nicht haben will.« In der Schublade lag eine kleine Vase, die ich für meinen Vater im Unterricht aus Ton gefertigt hatte, daneben eine Kette mit einem blauen Anhänger. Ein gesticktes Taschentuch, ein Stück Rosenseife, ein Nadelkissen. »Fast jeden Tag bringt er ihr etwas.« Sein Ton schwankte zwischen Vorwurf und Vertraulichkeit. »Sie denkt, sie hält es vor mir geheim, aber sie benimmt sich in letzter Zeit ganz anders.«

»Wie, anders?«

»Gestern hat sie mich geschlagen, weil ich schmutzig nach Hause kam. Und dann hat sie sofort angefangen zu weinen. Ich hab sie zu trösten versucht, aber sie hat den ganzen Abend geweint. Und heute Morgen hat sie mich geohrfeigt, weil ich nicht schnell genug fertig war.«

»Du lügst«, sagte ich. »Das ist gelogen. Deine Mutter ist eine böse Frau.«

»Das nimmst du zurück«, sagte er.

»Da kannst du lange warten«, erwiderte ich. »Meine Mutter hat recht. Deine Mutter ist schlecht.« Ich ohrfeigte ihn.

Doch dieses Mal rannte Friedrich nicht weg. Er schlug mich ins Gesicht, und Tränen sprangen mir in die Augen; ich zog ihn an den Haaren. Er schrie auf, fasste nach meinem Kleid. Dann biss er mir in den Arm, und ich trat ihm auf den Fuß und schubste ihn. Friedrich stolperte und fiel zu Boden, wo er auf einem grünen Postwaggon landete. Vielleicht hätten wir uns blutig geschlagen, aber in jenem Moment hörten wir draußen Schritte, und sofort stand Friedrich auf. »Petz nicht, sonst bist du tot«, flüsterte er.

Einen Moment später öffnete Inge Madelung die Tür zur Kammer und hinter ihr erschien der alte Herr Kamphoff mit seinen blankgeputzten Schuhen. »Wäre doch schön. Es geht nichts über einen forschten Ritt übers Moor.« Er lachte und ballte die linke Faust.

»Friedrich?«, sagte Inge. »Entschuldigen Sie die Unordnung. Herr von Kamphoff...«

»Unsinn«, sagte der Gutsbesitzer und stieg vorsichtig über Schienen und Lokomotiven. »Ich will Sie auch gar nicht belästigen und lang von der Arbeit abhalten, aber ich muss doch wissen, ob Sie auch zurechtkommen.«

Inge und wir Kinder sahen dem Gutsbesitzer schweigend zu, wie er sich ganz ungeniert in der kleinen Kammer umsah. Es war ja sein Besitz. Dies alles gehörte ja ihm. Er marschierte herum, befeuchtete einen Finger und wischte über die oberste Kante eines kleinen Schrankes. »Ha«, rief er. »Was für eine Hausfrau! Vielleicht sollte ich Sie im Gutshaus anstellen. Die viele Arbeit im Garten muss Ihnen doch zu schaffen machen, Frau Madelung.« Dann drehte er sich nach Friedrich um. »Hallo, kleiner Mann«, sagte er freundlich. »Sorgt die Mama auch gut für dich, ja? Sie erzählt mir, dass du ganz nach deinem Vater schlägst. Nicht wahr?« Er zwinkerte der Witwe zu, bevor er sich wieder dem Jungen zuwandte. »Du und ich, wir werden deine Mutter nicht vergessen, stimmt's? Wir werden deine Frau Mutter in einer besseren Stube einquartieren. Was? So ein Mann wie du braucht doch ein bisschen Platz. Einen ordentlichen Tisch zum Lernen. Sollst doch nicht in so einer Kammer aufwachsen.«

Friedrich antwortete nicht. Inge stellte sich hinter ihm auf, als ob sie ihn beschützen müsste, oder vielleicht brauchte sie Friedrichs Schutz. Sie schien ganz klein, und ihre Stimme war kaum zu hören. »Vielen Dank, Herr von Kamphoff«, sagte sie. »Aber sie haben genug getan.«

»Papperlapapp«, sagte er und schritt langsam zur Tür. »Sie sind eine vorbildliche Mutter«, sagte er. »Das sind keine leeren Worte. Nächste Woche werden wir ihnen eine neue Stube einrichten.« Er schwieg einen Augenblick und sah sie dann ernst an. Langsam schüttelte er seinen Kopf. »Dieses Wetter, dieses Wetter.« Bevor er die Stube verließ, tätschelte er Inges Wange. »Die Natur ist doch seltsam.«

*

Zum Weihnachtsfest regnete es ununterbrochen, aber es war so warm, dass die Leute in Hemmersmoor die Fenster aufsperrten und trotz der Nässe ins Freie hinausliefen. Die Sternsinger trugen Regenschirme, und die Kanäle im Moor traten über die Ufer. Die Weihnachtsbäume wirkten fehl am Platz, die Pfefferkuchen waren zu weich und schmeckten nicht recht.

Meine Mutter war schlecht gelaunt. Noch immer verdächtigte sie meinen Vater der Untreue, und mein Bericht vom Besuch des Gutsbesitzers schien sie in ihrem Verdacht gegen Inge Madelung nur zu bestärken. Ich verschwieg allerdings, was Friedrich mir gezeigt hatte, zu sehr fürchtete ich mich vor den Folgen. Das warme Wetter reizte sie, und sie stritt sich am Heiligen Abend mit meinem Vater. Sie ahnte, dass er ihr nicht alles erzählte, und was sie vermutete, muss noch viel schlimmer als die Wahrheit gewesen sein. »Kann gar nicht glauben, dass du nicht auf dem Gut bist«, sagte sie nach dem Abendessen. »Bist ja so freundlich mit der Krähe. Versteh gar nicht, warum du noch nach Hause kommst.«

Mein Vater senkte seinen Kopf und blieb still. Wir konnten hören, wie er langsam ausatmete. Hals und Kopf liefen ihm rot an.

»Hat sich nicht geändert, das Flittchen. Erst lässt sie sich von einem Soldaten den Bauch vollmachen, und jetzt will sie mir meinen Mann stehlen.«

Mein Vater stand mit einem Ruck auf. Sein Blick war finster, und er ballte die Fäuste, aber es kamen keine Worte aus seinem halb offenen Mund. Er blies die Kerzen auf dem Baum aus, nahm Jacke und Hut und kehrte erst nach Mitternacht zurück. Ich musste meine Geschenke allein auf meinem Zimmer auspacken.

*

Die Feiertage waren noch schlimmer, es herrschte so dicke Luft, dass ich am Morgen des Zweiten zu Anke ging, um mit ihren neuen Puppen zu spielen. Sie war die einzige Tochter der Hoffmanns, und ihre

Mutter überhäufte sie mit Geschenken, die sie mir stolz vorführte. Statt wie jeden anderen Winter in der guten Stube zu spielen, saßen wir draußen auf der Gartenbank, die Puppen auf den Stühlen ringsum. Es war so warm, dass die Jungen im Dorf in kurzen Hosen und ohne Schuhe umherliefen. Nach dem Regen der vergangenen Tage waren die Wege schlammig und aufgeweicht, und grosse Pfützen standen auf dem Dorfplatz. Herr Frick hatte Stühle und Tische vor seiner Kneipe aufgestellt, die Männer tranken ihr Bier im Freien.

»Meine Mutter fährt in zwei Tagen nach Groß Ostensen«, erzählte mir Anke. »Sie will Stoffe einkaufen. Magst du mit uns kommen?«

»Ja«, sagte ich sofort, besann mich aber schnell eines Besseren. »Ein andermal. Ich muss meinem Vater helfen.«

Anke verdrehte die Augen. »Musst du wieder mit dem Friedrich spielen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Der hat sonst niemanden, mit dem er in den Ferien spielen kann.«

»Geschieht ihm recht. Meine Mutter sagt, der braucht einen Vater. Aber natürlich geht das nicht.« Sie tippte sich an die Stirn. »Wo soll er den herbekommen?«

Erst am späten Nachmittag, nachdem die Sonne untergegangen war, ging ich nach Hause. Mein Vater war nirgends zu sehen, aber meine Mutter hatte Gäste. Als ich in die beleuchtete Küche trat, saßen Frau Meier, die Bäckersfrau, Frau Schürholz, die Frau des Gendarmen, und die Frau des Briefträgers, beisammen. Aber es war kein Kaffeeklatsch. Ein Marmorkuchen stand zwar auf dem Tisch, aber meine Mutter hatte nicht das gute Geschirr eingedeckt; die Frauen tranken ihren Kaffee aus den einfachen, weiß-blauen Tassen.

Sie verstummten, als mir meine Mutter die Reste unseres Weihnachtsmahls auf den Teller häufte und mich auf mein Zimmer schickte. Ich schloss die Tür laut von außen, setzte den Teller zu Boden und lauschte dann von hinter einem Sessel in der Stube auf die Stimmen der Frauen, die so geheimniskrämerisch leise redeten, dass ich

nur wenig verstehen konnte. Das Wort ›Krähe‹ hörte ich jedoch mehrere Male, und als die Frauen sich endlich zu später Stunde verabschiedeten, sagte Frau Schürholz, »Mein Klaus wird dir die Formulare beschaffen können. Das werden wir noch vor dem neuen Jahr hinkriegen. Wäre doch gelacht.« Und die Frau des Briefträgers sagte, »Mein Mann kann das arrangieren. Er wird ihn persönlich abliefern.«

»Du hättest uns eher fragen sollen«, sagte Frau Meier. »Brauchst dich vor uns nicht zu schämen.«

*

Mein Vater schien sich über das Ende der Feiertage zu freuen. Sein Gesicht glättete sich zum ersten Mal in drei Tagen, und je näher wir dem Gut kamen, desto heller strahlten die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern.

Doch Inge erschien nicht zur Arbeit, und stattdessen kam Friedrich zu uns heraus gelaufen. »Sie hat Fieber und liegt im Bett«, sagte er und sah selbst ganz grau aus.

Mein Vater hörte dem Jungen zu und nickte dann. »Schon gut. Sag ihr, sie soll sich nur ganz erholen.« Doch er schien beunruhigt. »Braucht ihr Medizin? Soll ich den Doktor holen?« Er machte einige Schritte aufs Gutshaus zu, besann sich aber eines Besseren. »Linde«, wies er mich an, »geh du und sieh, ob der Frau Madelung etwas fehlt.«

»Du brauchst nicht zu kommen«, sagte Friedrich, als wir außer Hörweite meines Vaters waren. »Es ist kein richtiges Fieber.«

»Kein richtiges Fieber?«

»Sie ist schon krank, aber anders.« Als ich ihn nur stirnrunzelnd ansah, fügte er hinzu, »Sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich glaube, sie hat meinen Vater gesehen.«

»Der ist doch tot«, sagte ich laut und hielt mir dann erschreckt die Hand vor den Mund.

Er zuckte mit den Achseln. »Sie hat ihn wirklich gesehen, glaube ich.« Und dann erzählte mir Friedrich, was in der vorigen Nacht passiert war. Seine Mutter hatte ihm zu Weihnachten ein neues Paar Hosen geschenkt, und er hatte sie entgegen ihren Ermahnungen zum Spielen nach draußen getragen. Aber nachdem er sich bei den Ställen herumgetrieben hatte, war er auf einem schlammigen Weg ausgerutscht und hatte sein Knie aufgerissen. Er hatte sich lange nicht heimgetraut, und als er endlich nach Dunkelheit nach Hause kam, hatte ihn seine Mutter angefahren und einen undankbaren Flegel, der ihr nur Kummer machte, gescholten. Friedrich hatte schweigend eine Tracht Prügel über sich ergehen lassen, aber der Zorn seiner Mutter hatte sich nicht legen wollen. Sie war in der Kammer auf und abgelaufen, hatte mit sich selbst gesprochen und auf den Gutsbesitzer geschimpft. »Und auf deinen Vater auch«, fügte Friedrich hinzu. »Sie war ganz außer sich, und dann hat sie geheult und ist nur noch wütender geworden, bis sie schließlich nach draußen gerannt ist.«

Die Nachtluft war feucht, aber es hatte sich kaum abgekühlt. Auf ihrem Weg in die Gärten hatte sich Inge nicht ein einziges Mal umgedreht, und Friedrich war von Strauch zu Strauch gehuscht und ihr in einem sicheren Abstand gefolgt. Nahe der Allee, die zur Straße nach Hemmersmoor führte, da, wo man die Lichter vom Gutshof nicht mehr sehen konnte, hatte Inge innegehalten, und Friedrich hatte ihre Stimme hören können. »Sie hat meinen Vater angeschrien«, sagte er. »Hermann«, hat sie geschrien, immer und immer wieder. Und dann hat sie gesagt, dass er an all ihrem Unglück schuld sei. Dass er nur ein dummer Kellner gewesen war und uns verlassen hat, um in den Krieg zu ziehen. Dass er als Kanonenfutter gestorben ist und uns ohne Geld und alles zurückgelassen hat und dass sie ohne ihn flüchten musste.«

Seine Mutter hatte laut geweint und schließlich hatte sie gerufen, »Hermann. Wo bist du? Was hast du mir angetan, Hermann? Was hattest du auf dem Schlachtfeld verloren? Du konntest noch nicht

einmal richtig schießen. Wie konntest du nur so dumm sein und in der Fremde sterben? Was soll nun aus mir werden? Aus deinem Sohn? Komm zurück, Hermann, komm zu mir und hilf mir. Du hast mir das alles eingebrockt. Komm und hilf mir!«

Friedrich hatte sich nicht aus seinem Versteck hervorgewagt. Er hatte Angst um sie gehabt, aber noch mehr hatte er sich vor ihrem Zorn gefürchtet. Doch er ließ sie nicht aus den Augen und mit einem Mal wurde er einer weißen Gestalt zwischen den Bäumen der Allee gewahr. Sie schien von Baum zu Baum zu huschen, ohne je den Boden zu berühren. »Hermann?«, fragte Inge, und als die weiße Gestalt näher kam, schrie sie auf. »Hermann« weinte sie. »Vergib mir. Ich wollte dich nicht wecken. Geh wieder, Herrmann, geh wieder schlafen. Ich werd schon alleine auskommen. Verzeih mir, Herrmann, ich werde dich schlafen lassen. Ich werd nicht mehr weinen. Herrmann.«

Was danach passiert war, konnte Friedrich nicht sagen. »Ich bin davongerannt«, sagte er leise und ohne mich anzusehen, und er zog mit seiner Schuhspitze Linien in den Sand.

»War es wirklich dein Vater?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Achseln. »Ich hab mir das nicht eingebildet.«

»Vielleicht war es einer der Gutsherren«, schlug ich vor. »Oder Johanns Bruder, der wahre Erbe. Vielleicht ist der aus dem Keller entwischt.«

»Das sind doch Weibergeschichten«, sagte Friedrich.

»Gar nicht«, behauptete ich.

»Auf jeden Fall sag meiner Mutter nichts davon«, ermahnte mich Friedrich. »Lass dir nichts anmerken.«

Zusammen traten wir in die Stube, aber Frau Madelung schlief in ihrem Bett und wachte nicht auf, als wir uns langsam an ihr Bett schlichen und sicherstellten, dass ihre Augen geschlossen waren und dass sie atmete. Ihre Wangen sahen ganz rot aus, und ihre Falten hatten sich im Schlaf geglättet. Von Zeit zu Zeit schnarchte sie leise.

Friedrich zog mich zurück und öffnete vorsichtig eine Schublade und nahm ein Foto heraus, das er mir draußen vor der Kammertür zeigte. »Es ist das Einzige, das wir von ihm haben«, sagte er und reichte es mir. Es zeigte einen Mann mit dünnem Haar in einem schwarzen Anzug, einem feinen Lächeln und großen, dunklen Augen. Die Ränder des Fotos waren knittrig und schmutzig.

»War er ein Offizier?«, fragte ich.

Friedrich schüttelte den Kopf. Er lief rot an und sagte, »Ich hab gelogen.«

»Wie ist er denn gestorben?«

»Das wissen wir nicht«, sagte er. »Und meine Mutter ist nie in Litauen gewesen. Wir wissen nicht einmal genau, wo er gestorben ist. Ich kann mich nicht an sein Gesicht erinnern. Als ich klein war, hat mir meine Mutter eine Geschichte erzählt, in der mein Vater eine große Stadt einnehmen musste und bei der Attacke fiel. Aber ich glaub, das hat sie nur erfunden. Heute morgen hat sie gesagt, dass das letzte Nacht ein Zeichen war.«

»Für was?«, fragte ich.

»Dass er über uns wacht und dass alles gut werden wird.«

Ich gab ihm das Foto zurück und versprach, nichts von alledem zu erzählen. Am selben Abend noch, als meine Mutter zu mir ins Zimmer kam und auf mich eindrang, gab ich mein Geheimnis jedoch preis. Friedrich hatte den Geist seines Vaters gesehen, erzählte ich ihr mit glühenden Wangen. Meine Mutter hörte mir aufgeregt zu. Sie setzte sich neben mich aufs Bett, streichelte mein Haar und ließ mich ohne Unterbrechung reden. Als ich ihr alles berichtet hatte, zitterten ihre Finger, und als ob sie ihrer Gefühle Herr werden wollte, biss sie sich die Hand blutig. »Ein Geschenk«, sagte sie heiser. »Was für ein Geschenk.«

»Sie denkt, dass es ein gutes Zeichen war.«

Meine Mutter starrte mich an. »Bestimmt. Ganz bestimmt.«

In jener Nacht drehte der Wind und rüttelte an den Fenstern, und

als ich am Morgen nach draußen sah, war die Erde unter einer frischen Decke Schnee begraben. Unser Laster wollte nicht anspringen, und als mein Vater den Motor endlich zum Laufen brachte, fiel der Schnee so dicht, dass wir auf halbem Wege umkehren mussten. Als ob der Winter etwas nachholen wollte, schneite es die nächsten vier Tage fast ununterbrochen. Die Blüten der Hecken erstarrten und brachen, die Äste der Bäume barsten, und schließlich froren die Kanäle zum ersten Mal in jenem Winter zu und brachten das Leben in Hemmersmoor zum Erliegen.

Jens Jensen, der alte Torfstecher, lag an jenem ersten Morgen betrunken in einem Graben, nur sein Gesicht und seine Brust ragten aus dem Schnee. Die Kinder, die ihn halbnackt und halb erfroren fanden, bewarfen den nur langsam erwachenden Mann mit Schneebällen. »Wo sind meine Hosen?«, fragte er mit seiner rostigen Stimme. »Was habt ihr mit ihnen gemacht?«

Meine Mutter atmete auf, für sie war der Neuschnee ein Segen. Mein Vater musste zu Hause bleiben, und seine Arbeit mit Inge Madelung war fürs Erste ausgesetzt. Und jeden Morgen wartete sie auf den Briefträger, stand am Küchenfenster und knetete ihre Hände. Als er sich am dritten Tag endlich durch die Schneewehen kämpfte und ihr erzählte, dass er auf dem Gut gewesen war und Inge Madelung einen dicken Umschlag der Behörden überbracht hatte, umarmte sie ihn. »Muss die Pension sein«, sagte er mit einem Zwinkern. »Die haben ihren Mann wohl endlich für tot erklärt.« Nachdem er uns verlassen hatte, stand meine Mutter lange Zeit weinend am Fenster.

In jenem Winter verstand ich nur wenig von dem, was um mich herum geschah. Ich begriff den Kummer und die Furcht meiner Mutter, aber der Besuch der Nachbarsfrauen und das seltsame Betragen des Briefträgers konnte ich mir nicht zusammenreimen. Etwas Ungeheuerliches ging in unserem Hause vor sich, aber ich konnte die einzelnen Teile nicht zusammenfügen. Stattdessen wünschte ich mir,

dass ich mit Anke nach Groß Ostensen hätte fahren können. Ich wünschte mir ein größeres Haus, ganz so wie das der Hoffmanns. Ich wünschte, ich hätte Friedrichs Vaters Geist mit meinen eigenen Augen sehen können.

Als die Straßen wieder befahrbar waren, zwei Tage vor dem Dreikönigsfest, fuhr ich ein letztes Mal mit meinem Vater zu den von Kamphoffs hinaus. Zu meiner Überraschung kam uns Inge nicht entgegen, und als ich an die Tür der Madelung pochte, blieb drinnen alles still. Inge hatte nicht gewartet, bis der Schnee geschmolzen war. Der alte Gutsbesitzer kam, um meinem Vater die Nachricht zu überbringen. »Hat uns verlassen«, sagte er. Inge hatte einen Koffer gepackt, denselben, mit dem sie aus dem Osten nach Hemmersmoor gekommen war, hatte Friedrich in seinen dicken Mantel gewickelt und sich auf den Weg nach Hamburg gemacht. »Hatte ihr eine bessere Stube versprochen, aber sie wollte nichts davon wissen. Weiß der Teufel, was in sie gefahren ist.«

Als ich diese Nachricht meiner Mutter überbrachte, drückte sie mich an sich, herzte mich, und sie kochte das Lieblingsessen meines Vaters, Schweinebraten mit Kartoffeln und Erbsen und Möhren. Ihre Schritte in der Küche waren so leicht wie die einer Tänzerin. Und wenn mein Vater die nächsten Tage auch sehr schweigsam war, so kehrte doch langsam wieder Frieden in unserem Haus ein.

Erst im Februar schwang das Wetter wieder um, und Anfang März waren die Kanäle eisfrei. Und mochte meine Mutter anfangs gefürchtet haben, dass Inge zurück nach Hemmersmoor kommen könnte, wurde sie mit jedem Tag deutlich zuversichtlicher. Und auch mein Vater, der anfangs in sich gekehrt an unserem Abendbrottisch saß, lächelte wieder, wenn ich ihm meine Arbeiten und Diktate zeigte. Inge Madelung hatte ein besseres Zuhause gefunden. Sie konnte nun ihr Leben neu beginnen. Die Frauen im Dorf vermissten sie nicht.

Es war ein milder Nachmittag im April, als wir erfuhren, dass Inge nie in Hamburg angekommen war. Torfstecher fanden sie am Morgen auf ihrem Weg übers Moor. Die Witwe musste wohl im Schneetreiben vom Weg abgekommen sein, sich verlaufen haben, sagten sie. Sie und Friedrich waren zwei Kilometer von der rechten Straße entfernt im Moor gestorben. Klaus Schürholz fand in Inge Madelungs Manteltasche den Brief der Groß Ostensener Behörden. Es war genau, wie der Gutsbesitzer es meinem Vater erzählt hatte. Die gute Nachricht vom Erhalt ihrer Pension, so sagte der Gendarm, hatte die Witwe in den Tod getrieben.

Ein Unglück, klagten die Frauen in Meiers Bäckerei, als meine Mutter und ich nach der Schule einkaufen gingen. Sie hätte doch die Pfennige nicht mehr zusammenkratzen müssen, sagte Frau Meier, wie töricht, im Schneetreiben ins Moor zu gehen. Eine Schande, sagte Frau Schürholz, der alte von Kamphoff hätte sie doch nach Groß Ostensen fahren können, der Geizhals. Meine Mutter wusste zu alledem nichts zu sagen und vergaß völlig, was sie hatte kaufen wollen. Sie stotterte, schaute Frau Meier fassungslos an und schwankte leicht, bis diese leise sagte, »Reiß dich zusammen.«

Es war ein Unfall. Ein törichter Fehler. So sagten alle im Dorf. Und doch, war es nicht seltsam, dass meine Mutter, die sich nichts mehr gewünscht hatte, als Inge Madelung vom Gut getrieben zu sehen, die Nachricht ihres Todes so schwer nahm? War es nicht seltsam, dass sie leichenblass nach Hause ging und den ganzen Nachmittag mit ihrem Gesicht in den Händen vergraben in der Stube saß und bitterlich weinte?

CHRISTIAN

Unser Vater war ein schmächtiger Mann, der als Vorarbeiter in der kleinen Molkerei in Hemmersmoor arbeitete. Als junger Mann hatte er davon geträumt, das Dorf zu verlassen und nach Australien oder Kanada auszuwandern. Er hatte bebilderte Bücher über diese Länder und studierte die Fotografien mit der ihm eigenen Ernsthaftigkeit.

In seiner Jugend hatte er ein Motorrad besessen, und er und meine Mutter waren zusammen zu Tänzen in die umliegenden Dörfer gefahren. Ein Foto von ihnen stand auf unserer Anrichte und daneben eines, auf dem mein Vater in einer Lederjacke vor seinem Milchlieferwagen posierte. Bäcker Meier hatte seine rechte Hand auf die Schulter meines Vaters gelegt, und hinter ihnen entluden Männer, die wie Soldaten aussahen, die Milch und die Brotkästen. Das Foto war im Krieg aufgenommen worden, aber mein Vater und Bäcker Meier waren im Dorf geblieben. Sie lachten in die Kamera.

Mein Vater war im Dorf und bei meinen Freunden beliebt. Er war freundlich und gesellig, und das Jahr, in dem ich elf Jahre alt wurde und der Bauch meiner Schwester Nicole anschwell, war für ihn ein Gutes gewesen.

Im November sah Nicoles Bauch wie einen Kürbis aus, und sie durfte das Haus nicht mehr verlassen. »Wer war's?«, fragte ich, dieselbe Frage, die ihr meine Mutter schon unzählige Male gestellt hatte. Aber ich hieb nicht auf sie ein, und ich schlug ihren Kopf nicht gegen den Bettpfosten. Meine Schwester Ingrid war im Herbst vor vier Jahren gestorben. »Und jetzt verlieren wir auch die andere noch«, klagte meine Mutter.

Ich streichelte Nicoles Bauch, den ich mir kaum anschauen konnte und dennoch berühren musste. Ich konnte meine Finger nicht von

ihm lassen. Was auch immer darin hauste, pochte gegen meine Hand; das Gesicht meiner Schwester verzerrte sich mit Grauen. Ein anderes Wesen beherrschte sie wie ein böser Geist. Sie war fünfzehn Jahre alt.

»Wer hat das gemacht?«, wollte ich wissen. Sie musste es getan haben – ich wusste, wie Kinder gemacht wurden. Ich hatte Alex' Schwester Anna beobachtet, wie sie es mit einem der Lehrlinge aus Brümmers Fabrik getrieben hatte. Es war ein schreckliches Schauspiel, aber Alex und ich hatten genau hingesehen, wie der schlaksige Junge bebte und stöhnte und Annas Fleisch wie Pudding wackelte.

Meine Schwester lächelte, wenn ich sie fragte, und schwieg still. Meine Mutter erzählte im Dorf herum, dass Nicole krank sei, und sie behielt mich ständig im Auge. »Wenn du deinen Mund nicht hältst«, sagte sie, »wirst du es für immer bereuen.« Seit Ingrid's Tod hatte sie nichts als harte Worte für mich. Meine Zehen bluteten, wenn sie meine Nägel schnitt, und eines Herbstabends hatte sie kochendes Wasser in meinen Schoß gegossen und später gesagt, der Topf wäre ihr aus der Hand gerutscht. Wenn sie mich im Zimmer meiner Schwester erwischte, hieb sie auf mich ein und schimpfte Nicole eine Dirne.

Mein Vater war nachsichtiger und gab sich, so oft er konnte, der Pflege meiner Schwester hin. Sie waren einander schon immer nah gewesen; bis Nicole acht Jahre alt gewesen war, hatte sie im Bett meiner Eltern ihren Mittagsschlaf gehalten, und mein Vater nannte sie liebevoll Mieze. Neuerdings brachte er ihr das Abendessen, wenn sie sich zu schwach fühlte, ihr Zimmer zu verlassen.

Ich hätte mir alles zusammenreimen können, es war so offensichtlich, aber ich wusste nichts damit anzufangen. So war es Alex, der mich eines Tages nach der Schule fragte: »Was werdet ihr mit dem Bastard anstellen?«

Ich starrte ihn an; ich hatte ihm nichts von Nicoles Schwangerschaft erzählt. »Nicole ist krank«, antwortete ich pflichtbewusst.

Alex' buschige Augenbrauen zogen sich noch dichter zusammen. Er war eine Klasse über mir und wusste alles ein Jahr, bevor ich es lernte. »Meine Mutter sagt, dass sie diese Art von Krankheit kennt. Sie sagt auch, dass es seltsam ist, dass deine Eltern es noch niemandem angehängt haben. Sie sagt, dass sie die Ehre ihrer eigenen Tochter im ganzen Dorf verteidigen würde.«

»Nicole will mir nicht sagen, wer es war.«

»Meine Mutter sagt, dass deine Eltern niemanden haben, dem sie es in die Schuhe schieben könnten. Also ist es entweder Gottes Kind, oder es ist des Teufels. Das Erste ist seit 2000 Jahren nicht mehr passiert, also ist es des Teufels.«

»Des Teufels?«, fragte ich.

»Es ist von deinem Vater«, sagte Alex gewichtig. »Ich glaube, das ist, was sie meint.«

Die Unterstellung war so ungeheuerlich, dass ich sofort wusste, dass es die Wahrheit war. Später, während des Abendbrots, ergaben all die kleinen Blicke, stummen Momente und geflüsterten Worte plötzlich Sinn. Es war, als ob ich eine neue Sprache gelernt hätte und zum ersten Mal dem Gespräch an unserem Tisch folgen konnte.

Ich verstand plötzlich, dass meine Mutter Nicole nicht schlug, um die Wahrheit herauszubekommen, sondern einzig und allein, um meine Schwester zu bestrafen. Das Lächeln meines Vaters war kein Zeichen von Vergebung, sondern von froher Erwartung. Er freute sich auf sein Kind.

Nachdem meine Eltern zu Bett gegangen waren, schlich ich mich ins Zimmer meiner Schwester. Ich hob ihr Nachthemd und legte mein Ohr auf ihren Bauch. Mein Vater wohnte dort drinnen, klein und ungeboren.

»Was wird aus ihm werden?«, fragte ich. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie er aus diesem Bauch durch diese kleine, mit spärlichen Haaren bewachsene Öffnung kommen sollte. Ein dunkler Streifen

zog sich über Nicoles Bauch und fast bis zu ihren nun sonderbar dunklen Brustwarzen hinauf.

Nicole schüttelte den Kopf. Sie sah auf eine stille Weise schön aus. Beim jährlichen Kochwettbewerb wäre sie auf dem Marktplatz niemandem ins Auge gesprungen, aber bei näherem Hinsehen konnte sie es mit jedem Mädchen in Hemmersmoor aufnehmen. Wir mussten rasch handeln, davon war ich überzeugt. Das Kind würde im März zur Welt kommen, und wir konnten nicht wissen, was Mutter und Vater geplant hatten. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, um sicherzustellen, dass Nicole und dem Kind nichts zustoßen würde.

Ich erzählte Nicole nichts von meinen Plänen, ich wollte sie nicht beschweren. Nein, ich musste alles allein machen. Aber was konnte ich tun, um keinen Verdacht zu erregen? Ich versuchte, mich an Zauberei und Bannsprüche zu erinnern, die ich im Dorf gehört hatte. Ich fragte meine Freunde, was sie über Geister, Dämonen und Hexen wussten. Die Zeit ging dahin, und noch immer war mir keine Lösung eingefallen. Bald käme Weihnachten.

Am ersten Adventssonntag lief ich zu Fricks Krug hinüber, um mit Alex durch die Gegend zu streifen. Alex' Mutter war vor einem Jahr gestorben, und er half nun an Nachmittagen und an Wochenenden in der Kneipe aus. Sein Bruder hatte das Dorf schon lange verlassen und auf einem Schiff angeheuert, und niemand wusste, ob und wann er zurückkommen würde. Hilde, seine junge Frau, ging der Familie nun zur Hand und war in die Wohnung über der Gaststätte eingezogen. »Ich musste wieder in mein altes Zimmer ziehen«, beschwerte sich Alex nur.

Während ich in der Kneipe auf meinen Freund wartete, lauschte ich einem Gespräch an der Theke. Eine Kerze brannte im Adventskranz, der von einem der dunklen Deckenbalken hing, und Jens Jensen, der wie immer gleich nach der Kirche in die Gaststube gekommen war, saß bei einem Glas an der Theke.

»... musst du in dieser Nacht auf der Hut sein. Es ist eine ganz

verflixte Sache«, sagte der alte Mann, während er sein Bier trank und sich die grauen Bartstoppel kratzte. »Wenn du in dieser Nacht Wein trinkst, wirst du noch vor dem Dreikönigstag tot sein.«

»Welche Nacht mag das sein?«, fragte ich. Alex hatte die Gaststube verlassen, um sich Handschuhe und eine Mütze zu holen; ich konnte mir diese Möglichkeit nicht entgehen lassen.

»Wer will das wissen?«, Jens Jensen wandte sich von der Bäuerin ab, mit der er gesprochen hatte und deren Gesicht mit geplatzten Adern überzogen war. Ihr Mann schlief friedlich an einem Tisch beim Kamin.

»Ich bin's, Christian.«

»Der kleine Bobinski«, sagte er und schaute mich prüfend an. »Die Heilige Nacht natürlich.«

»Was passiert in der Heiligen Nacht?«

Jens Jensen nahm einen großen Schluck Bier und wischte sich dann den Schaum aus seinen schmutzig-weißen Barthaaren. »Wenn du in der Heiligen Nacht aufwachen solltest«, sagte er eindringlich, »wirst du einen großen Durst verspüren.«

»Du hast immer einen großen Durst«, sagte die Bäuerin und lachte lauthals über ihren eigenen Witz. Ihre Brüste bebten gewaltig.

»Hast schon recht«, sagte Jensen und tätschelte ihr liebevoll das Knie. »Aber scher dich zum Teufel, mein Schatz.« Dann wandte er sich mir erneut zu. »In der Heiligen Nacht kannst du nichts als Wasser trinken.«

Alex kam mit Mütze und Handschuhen die Treppe hinunter, nahm mich beim Arm und zog mich fort, aber ich machte mich los und lief zum alten Torfstecher zurück.

»Und wenn du Wein trinkst?«, fragte ich.

»Wenn du nachts Wein trinkst«, sagte Jens leise, »wirst du nicht aufhören können zu trinken. Du wirst dich zu Tode saufen, bevor die letzten Sternsinger nach Hause kommen.« Er lachte mich an und entblöste mehr Lücken als Zähne. »Als ich in deinem Alter war ...«

»Du wurdest alt geboren«, dröhnte die Bäuerin und schlug mit der flachen Hand auf die Theke.

»Als ich in deinem Alter war«, fing Jensen noch einmal an, »kann-ten wir uns in diesen Angelegenheiten aus.« Er streckte die Hand aus, vielleicht um mir den Kopf zu tätscheln, aber ich wich ihm aus.

Er lachte. »Wir kannten uns aus, und diese Dinge sind noch immer wahr, aber niemand erinnert sich mehr an sie.« Jens sah mich mit Augen an, die mich nicht länger zu erkennen schienen. »Wir haben die Fallen und Schlingen vergessen.«

»Komm schon«, sagte Alex ungeduldig, und dieses Mal ließ ich mich von ihm fortziehen.

*

Die Wochen vor Weihnachten waren so ruhig und lichterfüllt wie immer, doch in jenem Jahr bemerkte ich den Geruch von Pfefferkuchen, Zimt, Vanille und Apfelsinen kaum. Die Leute in Hemmersmoor schienen in einer Welt voll froher Vorbereitungen zu leben, voll Wärme und gespannter Erwartung, und ich fand in dieser Welt keinen Platz.

Ich ging in die Schule, eine Klasse unter meinen Freunden, und am Nachmittag half ich meinem Vater bei seinen Besorgungen oder meiner Mutter beim Backen. Ich begriff nichts von dem, was ich tat und nahm es kaum wahr. Gerade weil die Adventszeit ganz genau so wie immer war, ergab sie für mich keinen Sinn.

Die Wutausbrüche meiner Mutter verebbten. Ich kümmerte mich jede Nacht um Nicole und ihren Bauch, und wenn sie einschlief, bevor ich ihr Zimmer verlassen hatte, sprach ich zu ihrem Kind. Ich ließ meine Hand über ihrem Bauchnabel ruhen und flüsterte diesem Kind, das sich im Innern Nicoles einrichtete, beruhigend zu. »Du bist hier sicher«, sagte ich. »Mach dir keine Sorgen. Wenn du herauskommst, werde ich alles erledigt haben.«

Ich gab mir besondere Mühe, meinen Eltern zu gehorchen. Als

wir eine Tanne im Wald bei der Schwarzen Mühle fällten, ließ ich meinen Vater die Geschichte des Müllers erzählen, so als ob ich sie noch nie gehört hätte. Die Mühle stand schon seit Jahrhunderten leer, aber Wind und Wetter hatten ihr nichts anhaben können; der Geist des Müllers hielt alles in Stand und sann noch immer auf Rache. Mitten in seiner Erzählung von schwedischen Soldaten und wie sie sich an den Töchtern des Müllers vergingen, brach mein Vater jedoch ab und sah mich von der Seite an. Er trug eine mit Fell gefütterte Mütze, und sein Gesicht glühte vor Anstrengung. »Interessierst du dich schon für Mädchen?«

Ich starrte ihn an und umklammerte den Stiel meiner Axt. Mein Vater war stärker und größer als ich, aber in jenem Moment konzentrierten sich all meine Gedanken darauf, wie ich seinen Schädel entzweischlagen könnte. Es musste möglich sein. Ich schüttelte den Kopf.

»Es ist niemals zu früh«, lachte er in sich hinein. »Es wird bald an der Zeit sein. Mach nur sicher, dass du ein Mädchen heiratest, das nicht verbraucht ist. Du kannst mit vielen Spaß haben, aber solche Mädchen kannst du nicht heiraten.«

Ich nickte schweigend.

»Am besten fängst du mit einer erfahrenen Frau an«, sagte er, während er die kleinen Äste ganz unten am Stamm unseres Baumes abhackte. »Eine verheiratete Frau.« Und dann erzählte er mir, wie er als Fünfzehnjähriger von einer älteren Kusine in Groß Ostensen verführt worden war, und dass er ihr noch immer dankbar wäre. »Sie hat einen Mann aus mir gemacht«, sagte er. Ich biss mir auf die Lippen.

Auf dem Nachhauseweg stieß er mich mit dem Ellbogen an. »Ich bin froh, dass wir einmal miteinander reden konnten. Ich möchte dir ein guter Freund sein. Wenn du mit den Mädchen Schwierigkeiten hast – ich kenn mich da aus. Ich kann dir die eine oder andere Geschichte erzählen. Frag mich einfach.«

*

Am Heiligen Abend waren meine Nerven so gespannt, dass mir der Kopf schmerzte und ich nicht stillsitzen konnte. Ich ließ die Hausarbeit über mich ergehen und kaute mich durchs Mittagessen, das bei uns immer aus Würstchen und Kartoffelsalat bestand. Am Nachmittag zog ich mich warm an, und mit der Entschuldigung, dass ich für die Bescherung noch etwas Wichtiges zu besorgen hätte, lief ich nach draußen.

In Hemmersmoor hatten wir nur selten Schnee zur Weihnachtszeit. Schnee und Eis kamen meist eine Woche später und blieben bis Februar. Heute war es einfach nur kalt, und es regnete leicht. Doch das Wetter konnte mich nicht beruhigen, ich war in meinem Körper gefangen. Ich hätte mich gern aus meinem Fleisch geschält, wäre ihm nur zu gern entkommen, aber ich saß fest. In meiner Haut, in meiner Familie, in Hemmersmoor. Nichts passte.

Ich lief zur Droste, wo Sylvia, die Tochter des Bäckers, am Ufer stand und kleine Steine und Zweige ins Wasser warf. Sie war ein paar Jahre älter als ich, hatte langes, bleiches Haar und ein rundes Gesicht.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo«, sagte sie ohne jedes Interesse.

»Bist du nicht zu Hause?«, fragte ich blöde.

Sie lachte über mich, aber es hörte sich nett an. »Nein, bin ich nicht. Ich warte.«

»Auf was?«, fragte ich.

»Auf jemanden«, korrigierte sie mich und lief rot an.

»Auf wen?«

»Sei nicht so neugierig.«

Ich wartete eine Minute lang auf eine Antwort, aber Sylvia blieb stumm. Dann kam mir eine Idee. »Du könntest mich segnen«, sagte ich.

»Wie ein Pastor?«

»Ja.«

»Warum das?«

»Weiß ich nicht«, log ich sie an.

Sie trat näher auf mich zu und legte ihre Hand auf mein Haar. »Ich segne dich«, sagte sie, und bevor ich sie zurückhalten konnte, küsste sie mich auf die Stirn. »Frohe Weihnachten, Christian.«

Ich ließ sie wortlos am Wasser stehen, zu sehr schämte ich mich mit einem Mal. Ich rannte so schnell ich konnte, bis mein Hemd an Brust und Rücken klebte, und der Schweiß sich eisig anzufühlen begann. Sollte ich krank werden, müsste ich meinen Plan nicht in die Tat umsetzen. Krankheit war die einzige Möglichkeit, meinem Körper und mir selbst zu entfliehen. Ich rannte und rannte.

Das Schimpfen meiner Mutter nahm ich kaum wahr, als ich endlich zu Hause war. Ich ließ das heiße Bad über mich ergehen, die Schläge mit der flachen Hand, die meine Ohren trafen, und zog mich danach schweigend zum Abendessen um. Ich beklagte mich nicht über den steifen Kragen meines guten Hemdes oder darüber, dass meine Hosen zu eng und zu kurz geworden waren. Ich fühlte mich der kommenden Nacht nicht gewachsen.

Zwei Stunden später, nachdem die Gans, die meine Mutter am Nachmittag zubereitet hatte, vom Tisch geräumt war, und nachdem meine Schwester und ich das Geschirr gewaschen und abgetrocknet hatten, packten wir unsere Geschenke aus. Meine Schwester bekam seltsam große Hemden, weite Röcke und Unterhosen und große Büstenhalter. Sie war beim Geschenkauspacken ganz still und schien unter der Last der großen Kleider zu schrumpfen. Und sie schwieg und sah neidisch zu, wie ich Bücher und eine Spielzeugeisenbahn auspackte.

Gegen zehn Uhr bliesen wir die restlichen, schwach flackernden Lichter am Baum aus und gingen zu Bett. Aber keiner von uns wird geschlafen haben. Meine Mutter musste doch den leeren Platz neben sich bemerken, auch wenn sie sich an die Abwesenheit meines Vaters gewöhnt hatte.

Ich wartete vor dem Zimmer meiner Schwester, bis die Stille, die ich durch Wand und Tür kommen spürte und die wie der Geruch von Gans, Gemüse und Zimtsternen in der Luft hing, bis diese Stille sich dünn und kalt anfühlte. Kurz darauf kam mein Vater aus Nicoles Zimmer und ging ins Bad.

Als er wieder herauskam, trat ich gegen das Treppengeländer.

»Wer ist das?«, fragte er.

Ich schlich die Treppe hinunter und wartete darauf, dass er mir folgen würde. Und wirklich, als ich mich neben den Tannenbaum gesetzt hatte und meine Eisenbahn in den Händen hielt, kam auch er in die Stube.

»Bist du das, Christian?«, fragte er. Er hörte sich erleichtert an. Seine Hand hielt einen Pantoffel wie eine Waffe umklammert, der linke Fuß war nackt.

»Ja«, sagte ich.

»Konntest nicht schlafen, was?«, fragte er leise. »Waren das auch die richtigen Geschenke?«

»Ja«, sagte ich. »Ich musste sie mir noch einmal ansehen.« Nach einer kleinen Pause fügte ich hinzu: »Ich bin durstig.«

»Ich auch«, sagte mein Vater. Er zog sich den linken Hausschuh an und schien im schwachen Schimmer, der durch die Fenster drang, zu lächeln. »Wie wär's, wenn wir uns einen kleinen Nachtschmaus genehmigen?«

Er holte Würstchen und Milch aus dem Kühlschrank, und ich nahm das Brot aus dem Kasten. »Haben wir noch etwas Glühwein?«, fragte ich.

Vater lachte. »Du hattest doch schon ein Glas.«

»Bitte.«

Wir wärmten den Wein auf. Und während ich das Glas hob und es nur gegen meine Lippen presste, trank mein Vater ein ganzes Glas, um die Würste hinunterzuspülen. Wir fraßen wie zwei verhungern- de Bettler, als ob wir nie etwas von der Gans, den Kartoffeln, den

Bohnen und dem Pudding abbekommen hätten. Wir fraßen, und er trank dazu.

Um ein Uhr lag ich wach in meinem Bett. Ich hatte keine Gewissensbisse, aber mein Plan schien zu ungeheuer, um ihn zu Ende zu denken. Meine Gedanken hielten mich wach, bis graues Licht wie eine Schar von Mäusen über den Boden huschte.

Mein Vater kam nicht zum Frühstück herunter. Er weigerte sich zu essen und blieb den ganzen Tag im Bett. Meine Mutter musste in den Keller gehen und ihm drei Flaschen Wein holen. Sie war besorgt und verwirrt, aber nachdem sie sich zuerst geweigert hatte und darauf von meinem Vater böse beschimpft worden war, gab sie nach.

Mein Vater trank an beiden Weihnachtstagen. Er aß nur wenig, und das wenige, das er hinunterwürgte, spuckte er bald danach in die Toilettenschüssel. Am 27. Dezember ging er zur Arbeit, wurde aber frühzeitig wieder nach Hause geschickt, weil er in Ohnmacht gefallen war. Der Arzt kam ins Haus und verschrieb Medikamente, und mein Vater nahm die Säfte und Tabletten und trank. Er trank und trank, und nachdem er alle Flaschen aus unserem Keller geleert hatte, hieß er meine Mutter mehr Wein kaufen. Er trank, bis sich sein Schweiß rosarot färbte und das Schlafzimmer wie Fricks Krug stank. Aber noch immer hörte er nicht auf. Er schien nicht betrunken zu werden, er erhob die Stimme nicht, er trank, um in einen fiebrigen Schlaf zu fallen, aufzuwachen und noch mehr zu trinken.

Am Dreikönigsfest starb er. Ein Schatten fiel von unserem Haus. Seine Rache, die mich im Falle seiner Genesung vernichtet hätte, starb mit ihm. Er wurde auf unserem Friedhof beerdigt, und das halbe Dorf kam, um Abschied zu nehmen.

Trotz des dunklen, unbequemen Anzugs, den ich trug, war ich erleichtert. Ich nahm mit Genugtuung an der Feier teil, und in der folgenden Nacht schlief ich tief und fest.

Ich besuchte Nicole noch immer jeden Abend. Sie hatte sich auf der Beerdigung nicht zeigen lassen dürfen, und sie sah traurig und

verängstigt aus. Ich hätte meinen Mund halten sollen, aber mein Erfolg war mir zu Kopf gestiegen. Unsere Befreiung war so einfach gewesen.

Gegen Ende Februar, einen Tag vor meinem zwölften Geburtstag, weinte Nicole aus Angst vor ihrem riesigen Bauch. Ich erzählte ihr, was ich für sie gewagt hatte – und sagte ihr, dass sie sich nicht mehr zu fürchten bräuchte. Mein Vater konnte uns nichts mehr anhaben, sagte ich, und ich würde so bald wie möglich Geld verdienen und für sie und das Kind sorgen.

»Ich habe dich gerettet.« Ich beschrieb ihr, wie ich es angestellt hatte.

Sie hörte mir zu, und in meiner Eitelkeit sah ich nicht, wie sich der Ausdruck ihres Gesichts wandelte. Sie zeigte keine Dankbarkeit, sondern hieb plötzlich auf mich ein, nahm die Teekanne vom Nachttisch und zerschlug sie auf meinem Kopf. Sie trommelte mit Fäusten auf mich ein und hätte nie aufgehört, hätte sich das Kind in ihrem Innern nicht bewegt.

Von dieser Nacht an wurde ich nur widerwillig in unserem Haus geduldet, und schon bald war mein Rücken von Narben übersät, meine Arme waren voller Brandwunden, blau und grün und gelb war mein Körper geprügelt. Wenn mich jemand auf die Wunden ansprach, zuckte ich mit den Schultern und sagte, »Ein richtiger Junge hat eben Narben.«

Meine Mutter und Schwester zogen das Kind, das im März zur Welt kam, gemeinsam auf. Ein Flüchtling aus dem anderen Deutschland hatte meine Schwester ausgenutzt, erzählten sie den Nachbarn, wenn sie den Jungen in seinem Kinderwagen durchs Dorf schoben. Sie schärfte mir ein, mein dreckiges Maul zu halten. Und so wiederholte ich, was sie mir eingebleut hatten: Ein Flüchtling aus dem Osten war es gewesen.

MARTIN

Nach Neujahr froren die Kanäle zu, die das Torfmoor durchkreuzten, und jeden Tag nach Schulschluss jagten wir einander über das Eis. Ich hatte das rostrote Haar meines Vaters geerbt und verbarg es unter schwarzen Wollmützen, die ich mir tief in die Stirn zog. Aber ich konnte nichts gegen die Sommersprossen machen, die sich auch im kältesten Winter noch auf meinem Gesicht ausbreiteten. Ich war dreizehn und fühlte mich abwechselnd abschreckend hässlich und unsichtbar.

Sobald das Eis trug, warteten Verliebte auf die Nacht, um auf Schlittschuhen zu entlegenen Stellen des Moores zu gleiten. Unsere Großeltern erzählten immer noch von dem Winter, als Julian Fitschen und Anna Jensen durchs Eis schmolzen, weil sie ihre Gefühle nicht zügeln konnten. Die Liebhaber waren in ihrer Umarmung erstarrt aus der Droste geborgen und wie eine heidnische Statue ins Dorf getragen worden, wo sie bis zum Frühling hinter Fitschens Hof standen.

Manchmal gingen meine Freunde Alex, Holger, Bernhard, Christian und ich zur Droste, dort wo sie träger dahinfloss und sich vor dem Damm zu einem Teich ausweitete. Wir hackten das Eis auf und hielten unsere Schnüre ins Wasser. Aber wir waren nie geduldig genug und fingen nur selten einen Fisch.

Auf einem unserer Ausflüge begleitete uns Broder, der jüngste Sohn der Hoffmanns, und trug eine Axt, die fast so lang wie er selbst war. Es war nun viele Jahre her, dass ich mit seiner Schwester und Linde Janeke im Garten und in der Stube gespielt und den Mädchen das Haar geflochten hatte. Oft hatten wir Jungen sie mit Abscheu und Belustigung betrachtet, hatten sie an den Zöpfen gezogen und

sie nach der Schule gehänselt und geschubst. Mittlerweile sahen wir sie aber mit anderen Augen an. Im letzten Jahr hatte sich Alex unsterblich in Anke Hoffmann verliebt, und er hatte sie viele Male angefleht, dass sie ihre Bluse für ihn aufknöpfen möchte. Aber sie hatte sich immer wieder geweigert. Alex hatte es den ganzen Herbst lang versucht und hatte Broder als Boten seiner verzweifelten Liebesbriefe verpflichtet. Er betete mittlerweile ein neues Mädchen an, aber Broder folgte ihm noch immer, wie sehr sich Alex auch bemühte, den Jungen loszuwerden.

»Ich werde euch Glück bringen«, krächte Broder glücklich. Vor Weihnachten war er als einer der Sternsinger mit einer Goldkrone aus Pappe und einer klaren, hellen Stimme durchs Dorf gezogen.

Wir anderen lachten. Unsere eigenen Stimmen spielten verrückt; wir zogen es vor zu schweigen. Wir waren alt genug, uns aus Hemmersmoor fortzuwünschen, aber zu jung, um Mopeds zu kaufen und nach Groß Ostensen ins Kino oder in die Eisdiele zu gehen. Wenn die Leute in der Stadt über uns sprachen, benutzten sie oft das Wort Inzest. Wir schauten uns ihre Welt und ihre Mädchen an, und sie würdigten uns keines Blickes.

Als wir zur Droste kamen, schnallten wir unsere Schlittschuhe an und liefen auf die Mitte des Teiches zu, wo das Eis mit Ächzen und Geräuschen, die wie Peitschenhiebe klangen, auf unser Gewicht antwortete. Es war drei Uhr nachmittags, und kleine Gruppen von Kindern liefen oder schlitterten über das Eis. Die Sonne war von den Wolken verdeckt, und das Licht verblasste schon. Schnee fiel und kitzelte unsere Gesichter.

»Was passiert, wenn das Eis bricht?«, fragte Broder.

»Dann werden wir ersaufen«, sagte ich.

»Warum das, Martin?«, fragte er. »Ich kann schwimmen.«

»Deine Schlittschuhe«, sagte ich. »Sie sind zu schwer. Deine Klammotten werden dich nach unten ziehen.«

Alex nahm eine Packung Zigaretten aus der Manteltasche und

reichte sie herum. Sein Vater gab ihm Geld für die Arbeit, die er im Krug verrichtete; wir anderen konnten uns keine Zigaretten leisten. Wir fuhren träge auf dem Eis umher, rauchten dabei und hielten nach einem guten Platz zum Angeln Ausschau. Schon bald machte der dichter fallende Schnee Ufer und spielende Kinder unsichtbar und dämpfte das Gekreische. Wir schienen ganz allein zu sein. Es war ein gutes Gefühl.

»Hier. Hier ist unser Platz«, sagte Alex.

»Hier ist unser Platz«, wiederholte Broder. Wir schlugen und hämmerten aufs Eis ein.

»Seht nur, wie dick es ist«, sagte Broder.

»Seht nur, wie dick es ist«, machte Alex ihn nach, aber der Junge lachte nur.

Schon bald hielten wir unsere Schnüre ins Wasser, saßen in der Hocke um unser Loch herum und steckten uns neue Zigaretten an. Wir genossen die Stille, bis wir zu bibbern angingen. Wir hätten eine Hütte bauen oder ein Feuer entfachen sollen, aber wir machten uns nie die Mühe. Wir zitterten am ganzen Leib. Keiner von uns fing etwas.

»Wo ist das Glück, das du uns versprochen hast?«, fragte Alex.

»Es kann nicht mehr lang dauern«, antwortete Broder. »Du wirst schon sehen.« Er schloss die Augen so fest, dass sein kleines Gesicht voller Falten war. »Ich kann es fühlen.«

»Mit deiner Schwester hast du mir kein Glück gebracht«, sagte Alex.

»Sie mochte dich nicht«, sagte Broder mit einem Strahlen. Wir lachten alle – es war die Wahrheit. Sogar der schweigsame Christian lachte. Er war ein bleicher Junge mit blondem Haar und blonden, fast unsichtbaren Augenbrauen und Wimpern. Er hatte vor zwei Jahren seinen Vater verloren, und wenn er sich in der Schule zum Sport umzog, sah man Abschürfungen und blaue Flecke auf seinen Armen und seinem Rücken. Aber er beklagte sich nie.

»Keines der Mädchen mag dich«, sagte Bernhard. »Deine Gedanken sind zu schmutzig.« Bernhard hatte noch immer keine Barthaare, war aber der Größte und Schwerste von uns. Sein Gesicht war so hübsch wie das eines Mädchens.

»Halt's Maul«, sagte Alex. »Anke hat mir wehgetan.«

Holger grunzte. Er war stämmig und hatte kurzes, dunkles Haar und ein rotes Gesicht mit noch röteren Wangen. Seine Füße waren bereits größer als die der Männer im Dorf. »Anke wird sich nicht mit dir einlassen.«

»Warum nicht?«, fragte Alex. Sein brauner Bartflaum, der nicht zu seinen buschigen Augenbrauen passen wollte, war vereist, die Wimpern seiner kleinen Augen ebenfalls. »Wenn mein Bruder nicht zurückkehrt, werde ich die Gaststätte und das Land erben und reicher sein als die Hoffmanns.«

Alex' Bruder war vor vier Jahren als Matrose nach New York gefahren und nie zu seiner Frau heimgekehrt. Karten aus aller Welt kamen unregelmäßig und mit großen Abständen im Dorf an.

»Warum sollte er nicht zurückkommen?«, fragte ich.

»Vielleicht bekommt er Lepra oder sein Schiff geht unter. Wer weiß? Von mir aus kann ihn der Klabautermann holen.«

»Und wenn er doch nach Hause kommt?«

»Dann werde ich schon mit ihm fertig werden. Der Krug wird mir gehören, und wenn Anke mich nicht haben will, werde ich ihren Hof aufkaufen und ihre Brüder können meinen Torf stechen.« Er schaute Broder scharf an. »Ist das nicht so?«

»Klar doch«, gab Broder zur Antwort. »Ich steche den Torf.«

»Sie könnte doch keinen besseren Mann finden«, sagte Alex, mehr zu sich selbst.

Ich selbst war nicht so groß wie Bernhard, nicht so stark wie Holger, und meine Familie war nicht so wohlhabend wie Alex' Eltern. Aber ich hatte vor den Weihnachtsferien Linde Janeke geküsst. Ich fühlte mich den anderen überlegen. Linde war nicht so schön wie

Anke, aber sie war mit einem Jungen aus Groß Ostensen gesehen worden, der siebzehn war und ein Moped hatte. Das galt etwas.

Ungefähr als wir unsere Zehen nicht mehr spüren konnten, ließ Alex sein Beil ins Wasser fallen.

»Was soll das?«, sagte Holger.

»Du bist blöd«, stimmte ihm Bernhard bei. »Das Beil ist futsch.«

»Vielleicht.« Alex zog einen Zehn-Mark-Schein aus der Tasche. »Vielleicht mag jemand hinterherspringen und es für zehn Mark heraufholen.«

Wir verlachten sein Angebot. Holger tippte sich an die Stirn und verdrehte die Augen.

»Gut«, sagte Alex und nahm noch einen weiteren Schein aus der Tasche. »Zwanzig. Ich zahle zwanzig. Wer will nach dem Beil tauchen?«

»Behalt dein Geld«, sagte ich und stand auf, um die Beine auszuschütteln. Ich hatte genug und wollte nach Hause gehen.

»Ich würd's machen«, sagte Broder. Er hatte große Augen – all die Dinge, die er für zwanzig Mark kaufen könnte! Wir konnten es ihm ansehen, wie er sich die verschiedenen Möglichkeiten durch den Kopf gehen ließ. »Aber ich mach's nicht. Ich bin ja nicht blöd.«

Wir anderen lachten. »Guter Entschluss«, sagte Bernhard. »Niemand ist so saublöd.«

»Aber für fünfzig würde ich tauchen.«

Wir schüttelten die Köpfe und grinsten einander an, während wir unsere Schnüre und Haken einsammelten.

»Ich werd's bestimmt tun«, wiederholte Broder, diesmal lauter. Er zog seinen Mantel aus. »Für fünfzig Mark.«

»Mensch«, sagte Bernhard, »Zieh deinen Mantel wieder an. Du wirst dir sonst den Tod holen, ob du tauchst oder nicht.«

»Fünfzig«, krächte Broder.

»Wartet«, sagte Christian und kramte in seinen Taschen. »Ich hab ein Fünf-Mark-Stück, einen Zehner und drei Mark.« Mit spinnen-

haften Fingern legte er den Schein und die Münzen aufs Eis, nahm Alex' zwei Zehner und legte sie dazu.

Bernhard pffft durch die Zähne. »Leute, das ist verrückt. Auch wenn er nicht erfriert, er wird das Beil nicht finden. Und wenn er wieder hochkommt, um nach Luft zu schnappen, wird er das Loch nicht finden.«

»Kann ich doch«, sagte Broder und zog sich die Schuhe aus.

Holger steuerte acht Mark bei, und ich hatte den Rest. Alex setzte einen von Broders Schlittschuhen auf den Hümpel und schaute Broder an. »Fünfzig«, sagte er.

»Warte«, sagte Bernhard. Er streckte seine rechte Hand in die Höhe, wie ein Lehrer, der um Ruhe bittet. »Womit werden wir ihn abtrocknen? Sollte er wirklich wieder auftauchen.«

»Halt's Maul«, knurrte Alex. »Mein Großvater hat jeden Winter in der Droste gebadet, und es hat ihm nichts geschadet.« Er wandte sich an Broder. »Also gut, wir haben deine fünfzig Mark.«

Der Junge zog sich bis auf die Unterhosen aus und stand dann am Rande des Loches. Um uns herum wirbelte der Schnee, und der Himmel war schon dunkler als das Eis. Es war sehr still, man hörte nur Broder, der die Luft einsog und sich die Nase schnäuzte. Der Schnee musste sich wie das Stechen von tausend Nadeln anfühlen.

»Ich kann es schaffen«, sagte er und drehte sich noch einmal nach dem Geld um. Dann hielt er sich die Nase zu und sprang mit den Füßen voran ins Wasser. Das Loch im Eis nahm ihn entgegen.

Wir anderen hockten bald um das schwarze Wasser herum, und uns allen war mit einem Mal klar, dass wir für unsere Handlungen geradestehen müssten.

Die Droste war dort, wo wir hockten und ins Wasser starrten, nur drei oder vier Meter tief, und wir hatten an trägen Sommertagen oft den Grund berührt, aber es war Januar, und Broder war erst acht Jahre alt.

Wir wussten, dass er nie wieder zurück kommen würde, und dass

er nie auch nur die kleinste Chance gehabt hatte. Und dennoch. So lange wir unseren Atem anzuhalten vermochten, musste er es doch schaffen können. Es musste doch möglich sein. Die fünfzig Mark zu unseren Füßen behaupteten es.

Dann meinten wir, ein Klopfen zu hören und suchten um das Loch herum. War Broder unter der Eisschicht gefangen? Hatte Bernhard recht gehabt? War es unmöglich, die Öffnung wiederzufinden?

»Er ist tot«, sagte Bernhard schließlich. Seine Lippen zuckten.

»Er ist tot«, sagte ich, nachdem ich langsam bis sechzig gezählt hatte. Meine vier Mark lagen im Schnee. Was hätte ich darum gegeben, nie in meine Tasche gegriffen zu haben.

Bernhard hörte nicht auf zu weinen, als Broders Kopf vor uns auftauchte. Er weinte nur noch lauter, und wir alle schrien mit heiseren Stimmen und zogen den Jungen aus dem Wasser. Er war so rot, als ob wir ihn gekocht hätten. In der rechten Hand hielt er Alex' Beil. »Es war so dunkel«, stammelte er. »So dunkel. Ich konnte gar nichts erkennen dort unten, und als ich wieder hochkam, wusste ich nicht, wo ich war. Nur einen Moment länger, und ich hätte Wasser geschluckt.« Er stammelte immer weiter, und wir versuchten, ihn mit seinem Hemd abzutrocknen. »Es war so dunkel, dass ich nach dem Beil tasten musste. Und auf dem Grund wuchsen schleimige Sachen, und auf einmal fühlte ich, wie etwas nach meinem Bein griff und mich fortziehen wollte. Es zog mit aller Macht und wollte mich nicht loslassen.« Sein ganzer Körper zuckte und zitterte. Er schien verwundert, uns wieder vor sich zu sehen, verwundert auch, dass er wirklich ins Wasser getaucht war und es uns gezeigt hatte.

Holger nahm seinen braunen Schal und half damit, Broders Gesicht und Haar abzutrocknen. Er stieß Bernhard an und sagte: »Du alte Heulsuse, hör schon auf.« Und beide lachten viel zu laut und zu doll, so froh waren wir, Broder wiederzuhaben.

»Wartet«, sagte Alex. Er nahm das nasse Beil und warf es zurück ins Wasser. »Du hast es einmal geschafft. Fünfzig Mark. Das ist ne

Menge Geld für das bisschen kalte Wasser. Komm schon, Broder, es war doch ganz einfach.«

Der Junge drehte sich zu Alex um und grinste. Er schien sich nicht sicher, ob es Alex ernst war oder ob der nur einen Witz gemacht hatte. Ich sah zwischen beiden hin und her. Wir hielten noch die nasen Schals und Hemden in unseren Händen und starrten stumm vor uns hin. Die Welt schien lautlos geworden zu sein.

Dann sprang Broder zurück ins Wasser.

Wir warfen ihm seine Schuhe und Kleider später am Abend nach, zusammen mit den fünfzig Mark. Wir schworen einander feierlich, dass wir nie auch nur einen Mucks darüber sagen würden, keiner von uns.

Bernhard hielt sein Wort nicht, und die Hoffmanns gingen zur Polizei und wollten kein Geld von Alex' Vater annehmen. Wir fünf Jungen waren alle schuldig, aber die Hoffmanns machten es uns anderen leicht. Sie hatten es auf Alex abgesehen, es war seine Idee gewesen. Es war sein Beil gewesen.

Nachts kam der alte Frick zu meinem Vater, dem Gendarmen, und ich konnte die Männer in der Stube aufeinander einreden hören. Lange Stunden hielten sie die Tür zur Stube geschlossen. Mein Vater wollte helfen, aber am Ende konnte auch er nichts ausrichten. Die Hoffmanns bestanden auf ihrem Recht; ihm waren die Hände gebunden, denn er musste an seinen eigenen Sohn denken. Ende März wurde Alex für drei Jahre fortgeschickt, und wir anderen wünschten uns, dass auch wir Hemmersmoor hätten verlassen können.

LINDE

Im Sommer, als ich dreizehn Jahre alt wurde, lebten drei Generationen der von Kamphoffs im Großen Haus, aber der alte Gutsbesitzer hatte sich aus den Geschäften zurückgezogen, und sein ältester Sohn Bruno leitete nun den täglichen Betrieb. Er war in seinen Vierzigern und ähnelte seiner Mutter. Bruno hatte nichts von den harschen Zügen seines Vaters geerbt, er hatte melancholische braune Augen, lange Finger und Gliedmaßen, und er spielte genauso häufig auf dem Klavier wie die alte Herrin. Er war im Dorf nicht sehr beliebt, weil er als schwach und weibisch galt. Wie dem auch sei, er verstand es, seine Untergebenen – Köche, Dienstmädchen, zwei Diener, einen Chauffeur und einige Dutzend Landarbeiter – herumzukommandieren. Und natürlich hatte er auch meinen Vater, der jeden Tag mit seinem launenhaften Lastwagen aufs Gut fuhr, im Griff. Der Laster hatte vorne nur ein Rad, eine Konstruktion, die schon in meiner frühen Kindheit nicht mehr modern und Anlass zu vielen Sticheleien im Dorf gewesen war. Zum Leidwesen meiner Mutter, zahlte Bruno meinem Vater keinen Pfennig mehr, als es der alte Johann von Kamphoff getan hatte.

Brunos Frau war vor vielen Jahren eine bekannte Sängerin in Hamburg gewesen, und die Frau des Apothekers, Rosemarie Penck, schwor, dass Karin von Kamphoff ihr Geld als Dirne in einer Revue auf der Reeperbahn verdient hatte, bevor sie ins Große Haus gezogen war. Die neue Herrin war keine Schönheit, aber sie war eine eindrucksvolle Erscheinung. Sie hatte klargeschnittene Züge, eine große Nase, einen großen Mund, große eisblaue Augen und eine hohe Stirn. Ihr Körper war an den rechten Stellen gepolstert, sagten die Männer im Dorf, und zum Weihnachtsfest sang sie vor ihren

Gästen, während ihr Gatte sie am Klavier begleitete. »Dieser Tage«, sagte Frau Penck, »muss sie sich nicht ausziehen, um sich Gehör zu verschaffen.«

Wie jede Familie, die sich unseren neugierigen Blicken entzog, gaben uns die von Kamphoffs Stoff für unzählige Gerüchte. Der Keller sei bis an die Decke mit Kriegsbeute gefüllt, besagte eines. Der Keller sei der Ort schwarzer Messen, lautete ein anderes. Uneheliche Kinder waren ein beliebtes Thema sowie die schwarze Frau, die Johann aus Afrika nach Hemmersmoor verschleppt haben sollte. Die hartnäckigste Geschichte war jedoch die Legende des wahren Erben. Der wahre Erbe, behaupteten die Stammgäste in Fricks Krug, war so wirklich wie die Sonne und Sterne am Himmel, und viele berichteten davon, ihn vor mehr als vierzig Jahren noch gesehen zu haben, bis der Knabe eines Tages verschwunden war. Er war der jüngere Bruder Johanns gewesen und hatte wegen eines gewalttätigen Streits zwischen Johann und seinem Vater den ganzen Besitz erben sollen. Doch niemand hatte ihn seit der Zeit vor den Kriegen erspäht, und manche Nacht wurde in Fricks Gaststube wirt spekuliert, dass Johann an seinem Verschwinden maßgeblich beteiligt gewesen sei. Sollte er je wieder auftauchen, würde Bruno das Gut verlieren.

Brunos Kinder, Rutger und Sophie, waren in dem Sommer, als ich meinen Vater aufs Gut begleitete, zwanzig und siebzehn. Die verschiedenen Attribute ihrer Eltern hatten sich aufs Harmonischste in ihnen gemischt, und die Leute im Dorf bewunderten und verachteten sie dafür. Sie waren von privaten Lehrern aus Hamburg und Bremen unterrichtet worden und hatten sich nur selten im Dorf sehen lassen. Doch seit dem Frühling kam Rutger an Sonnabenden zum Tanz nach Hemmersmoor, und etliche Mädchen behaupteten, dass er sie geküsst habe.

Ich liebte meinen Vater, genoss es ganz wie als Kind, ihm durch die Gärten zu folgen und seinen Anweisungen, wie und wann man die Rosenbüsche am besten beschnitt, zu lauschen. Aber ich wollte

auch erfahren, wen meine beste Freundin Anke geküsst hatte, wie man am besten das Herz eines Jungen betören und wie man ohne zu husten rauchen konnte.

Oft lief ich zu Ilse Westerholt, der ältesten Tochter unseres Nachbarns, und borgte mir Haarklammern oder eines ihrer Kleider. Ich hatte keine Geschwister – »Wovon sollten wir die ernähren?«, fragte meine Mutter – und Ilse flocht mein braunes Haar, wusch und schrubbte mir das Gesicht, bis es wehtat, und zeigte mir, wie man Augenbrauen zupfte. Ich hoffte, dass einer aus der Gruppe der älteren Jungen, die vor Fricks Krug mit ihren Mopeds herumstanden, mir hinterherpfeifen würde.

Es war der letzte Sommer, in dem ich mit meinem Vater zum Gut der von Kamphoffs hinausfuhr, aber an manchen Tagen konnte ich mich nicht mehr dazu aufraffen, um 5 Uhr morgens Kaffee mit meinem Vater zu trinken und mich neben ihn in den Laster zu setzen. An den Tagen, an denen ich ihn begleitete, war es mir oft peinlich, neben ihm zu stehen oder ihm zu helfen. Ich war zu groß, zu ungeduldig, zu erwachsen und zu hübsch, um mit ihm Unkraut zu jäten.

Eines Morgens, als der alte Herr von Kamphoff uns einen Besuch abstattete, schlich ich mich während einer seiner Kriegsgeschichten davon. Am vorigen Abend hatte mich Johann Jensen gebeten, am Sonnabend mit ihm auszugehen, und ich hatte ihm für heute eine Antwort versprochen. Es war eine schwere Entscheidung. Johann sah gut aus. Er war neunzehn, besaß ein Motorrad und arbeitete in Brümmers Fabrik. Aber sollte ich mit ihm gehen, würde mich Torssten Pott, Johanns bester Freund, keines Blickes mehr würdigen. Torssten war mir der Liebste, und er hatte zur Zeit keine Freundin. Aber ich wusste nicht, ob er an mir interessiert war. Und dann war da noch Martin, der Sohn des Gendarmen, den ich schon ein paar Male geküsst hatte, und der mich in der Woche zuvor um eine Haarklammer gebeten hatte, als wir uns vor der Bäckerei begegnet waren. War es ihm ernst? Er war erst vierzehn und hatte kein Moped, nur

ein altes Fahrrad. Im letzten Winter war er mit den anderen Jungen auf der Droste gewesen, als Ankes Bruder ertrunken war. Aber nur Alex Frick war für schuldig befunden und in eine Anstalt eingewiesen worden. Seit dem Unfall benahm sich Martin sehr erwachsen und erschien sogar älter als Torsten. Anke sagte, dass ihr Martin der Liebste sei, aber dass keiner meiner Verehrer eine Zukunft und dass ihre Mutter sie ermahnt habe, dass wir uns für einen besseren Mann aufheben müssten. Ich war in einer Zwickmühle.

Mein Lieblingsort auf dem Gut war das Labyrinth, das mehr als hundert Jahre zuvor angelegt worden war und dessen Hecken in- zwischen fast zweimal so hoch waren wie ich. Mit dem Eintreten verdunkelte sich auch der hellste Tag, und solange ich mich darin aufhielt, fühlte ich mich, als ob ich nicht länger der gemeinen Welt altersschwacher Lastwagen, dummer Schulen und noch dümmere Pflichten angehörte. Niemandes Stimme erreichte mich hier.

Ich kannte die Gänge des Labyrinths seit meiner Kindheit und war mit ihnen vertraut gewesen, aber da meine Besuche seltener wurden, und weil mein Kopf voll war mit Jungen, Frisuren, Klamotten und Schminke, hatte ich mich bald verlaufen. Wenn man seine Orientierung einmal verloren hatte, war es nahezu unmöglich, sich wieder zurechtzufinden, und da die Sonne noch immer hinter Wolken verborgen war, hatte ich überhaupt keinen Anhalt. Doch beunruhigt war ich nicht. Obwohl das Labyrinth sich über mehr als einen Hektar ausdehnte und viele Helfer meines Vaters jede zweite Woche in Anspruch nahm, hatte ich alle Zeit der Welt, um wieder herauszufinden; es war ja noch früh am Tag.

Mein Vater hatte den alten von Kamphoff immer wieder überreden wollen, das Labyrinth zu vernichten. Ohne Erfolg. Dabei hatte ich aber während meiner Erkundungen festgestellt, dass die von Kamphoffs meine Liebe für die schattigen Gänge des Labyrinths nicht teilten. Sie hatten Rutger und Sophie als Kinder verboten, darin zu spielen, aus Angst, dass ihnen etwas zustoßen könnte, und ich hatte

weder Bruno noch Karin von Kamphoff jemals in der Nähe des Irrgartens gesehen.

Umso größer war meine Verwirrung, als ich plötzlich eine Gestalt am Ende des Ganges erblickte, die sich schnell nach links wandte und verschwand. Ich schrie auf. Ich war mir sicher, dass es keiner der Arbeiter war, und ich glaubte nicht eine Sekunde daran, dass die Gutsfamilie das Labyrinth betreten hatte. Wer war der Eindringling?

Mein Herz schlug so laut, ich konnte nichts anderes mehr hören, und es beruhigte sich erst nach langen Minuten. Dann entschied ich, dass wer auch immer es gewesen war, er sich nun weit genug entfernt haben musste, dass ich vorsichtig nach einem Weg aus dem Irrgarten heraus suchen konnte. Ich ging dicht an der Hecke und bog schließlich nach links ab, da mein Vater mir beigebracht hatte, nur nach links zu gehen, sollte ich mich jemals verlaufen. Doch sobald ich in den nächsten Gang einbog, stieß ich auf den Eindringling.

»Du hast mich gefunden«, kreischte er vor Freude, und ich kreischte zurück, und so kreischten wir beide mehrere Sekunden lang, bis ich außer Atem und mir sicher war, dass der Fremde mich nicht bedrohen würde.

Er war ein sonderbarer Mann. Sein Alter ließ sich schwer erraten – er musste über dreißig sein, war aber wohl nicht älter als fünf- undsechzig. Er hatte Falten und Furchen, und doch sah seine Haut geschmeidig und jung aus. Er war kaum größer als ich und stand gebeugt vor mir. Mit den Armen ruderte er in der Luft herum und sprang auf und ab wie ein kleines Kind.

Er kam nicht aus Hemmersmoor; ich hatte ihn noch nie im Dorf gesehen, und er war nicht wie einer von uns angezogen. Noch nie hatte ich jemanden gesehen, der so angezogen war. Er trug ein weißes Hemd, das so groß war, dass es fast wie ein Kleid an ihm herunterhing, und weiße Hosen, die an den Knien verdreht waren. Als

ob er oft gefallen oder über den Boden gekrochen wäre. Sein rechter Fuß steckte in einem Hausschuh, und sein linker in einer schmutzigen Socke. Sein dünnes Haar trug er nach der Art, die in Hemmersmoor so verbreitet schien: Ein Topf war ihm über den Kopf gestülpt und sein Haar am Rand entlang abgeschnitten worden.

»Noch einmal?«, fragte er und verschwand.

»Warte«, rief ich, erhielt aber keine Antwort. Wer war dieser Mann?

Nachdem er fortgelaufen war, zögerte ich, ihm zu folgen, doch meine Neugier war stärker als meine Vorsicht, und schon bald machte ich mich auf den Weg, schlich an den Hecken entlang und spähte um die Ecken. Während ich an einer Abzweigung überlegte, ob ich links oder rechts gehen sollte, wurde es mir vor den Augen schwarz.

»Du bist nicht sehr gut, oder?«, sagte der Fremde mir ins Ohr. »Ich könnte an einem leeren Magen sterben, bevor du mich finden würdest.«

Ich riss mich los und starrte in seine braunen Augen. »Du darfst dich nicht vom Fleck rühren«, beschwerte ich mich. »Du musst in deinem Versteck bleiben.«

»Wer sagt das?«

»Das ist die Regel.«

»Ist es das?«, fragte er und machte ein trauriges Gesicht. »Ich hatte keine Ahnung.«

»Wie soll ich dich denn sonst finden?«

»Aber du hast mich nicht gefunden.«

»Weil du umhergeschlichen bist.«

»Wirklich?« Er schien ernsthaft darüber nachzudenken. »In Ordnung«, sagte er schließlich. »Du bist an der Reihe.«

Ich folgte seiner Anweisung und ließ mich ohne Fragen auf das kindische Versteckspielen ein. Hätte ich mir Zeit genommen nachzudenken, wäre ich an der nächsten Hecke hochgeklettert, und hätte versucht, dem Irrgarten zu entkommen. Doch die eindringliche

Stimme des Fremden, die wie Geschirrkloppern klang, hatte mich abgelenkt. Ich versteckte mich.

Innerhalb von zwei Sekunden hatte er mich gefunden.

»Du bist mir gefolgt«, beklagte ich mich.

»Und?«, fragte er.

»Das ist gegen die Regeln.«

»Wer sagt das?«

»Das sind die Regeln.« Ich wurde plötzlich ärgerlich. »Was machst du hier überhaupt? Lebst du im Großen Haus?

»Nicht jetzt«, sagte der Fremde. »Ich lebe hier.«

»Wer bist du?«, fragte ich. Ich hatte selten Gelegenheit gehabt, mit den von Kamphoffs auch nur ein paar Worte zu wechseln, und nie ohne zuerst einen Knicks zu machen. Aber dieser Mann war anders, und ich begriff, dass Höflichkeiten nicht vonnöten waren.

»Ich bin ein Professor«, sagte er.

»In was?«, fragte ich. Ich kannte mich mit Professoren nicht aus, hatte nie eine Universität gesehen oder betreten und kannte niemanden, der studiert hatte. Aber trotzdem wusste ich, dass diese Wesen Fachgebiete hatten.

»In was?«, wiederholte er. »Ich bin Professor des Labyrinths, selbstverständlich. Professor der Mathematik, der Religion und der Weltgeschichte.«

»Wie kannst du denn Professor dieses Irrgartens sein?«, fragte ich.

»Ich bin auch ein König und hacke viele Köpfe ab. Wenn mich ein Mann oder eine Frau beleidigen, hacke ich ihnen den Kopf ab.« Seine Hand schnitt durch die Luft, als ob er eine Zwiebel kleinhacken wollte.

Seine Antwort flößte mir Furcht ein. Ich begriff, dass dieser Mann wahnsinnig sein mochte und vielleicht einer Anstalt in Groß Ostensen entflohen war. »Ich glaube, ich muss jetzt gehen«, sagte ich.

Er verbeugte sich. »Du darfst niemandem etwas sagen.« Er zerhackte die Luft vor meinem Gesicht.

Doch nur ein paar Minuten später war ich wieder dort, wo ich den Fremden zurückgelassen hatte.

»Hallo«, sagte er. Er hatte sich ins Gras gesetzt und lehnte sich gegen eine Hecke.

»Ich muss hier raus«, sagte ich.

Er zuckte mit den Schultern. Seltsamerweise schien er mich nicht wiederzuerkennen. Er stand nicht auf und würdigte mich keines weiteren Blickes.

»Kannst du mir helfen?«, fragte ich.

»Brauchst du ein Pferd?«, fragte er.

Ich rannte abermals fort, und dieses Mal fand ich den Ausgang des Labyrinths. Mein Atem rasselte, mein Herz hämmerte mir in den Ohren. Sobald ich wieder im Freien war, fühlte ich keine Angst und Panik mehr, nur tiefe Enttäuschung. Die Gefahr war vorüber, der Tag hatte seinen Glanz verloren.

*

Ich hätte meinem Vater zu gern von dem seltsamen Abenteuer erzählt, aber ich hielt das Versprechen, das ich dem Fremden gegeben hatte. Er hatte sich harmlos genug verhalten und ich sah keinen Grund, ihn zu verraten. Doch in der Nacht – ich hatte Johanns Angebot, das einzige, das ich erhalten hatte, vor Fricks Krug abgelehnt und bereute es bereits –, als ich allein in meinem Zimmer war, machten sich meine Gedanken auf den Weg zum Gutshaus und ins Labyrinth. Schief der Fremde unter den Hecken, oder war auch er noch wach? War er hungrig, jagte ihm die feuchte Nacht mit ihren unzähligen Geräuschen Angst ein? Dann schweiften meine Gedanken ab, und zum ersten Mal erinnerte ich mich an die Legenden vom »wahren Erben«, und ich fragte mich, ob ich ihm am Morgen begegnet war. Wenn die Legenden wahr sein sollten, was würden die von Kamphoffs zu meiner Entdeckung sagen? Was würde Bruno dazu sagen? Würde er das Gut verlassen müssen? Würde er mich anfle-

hen, alles zu verschweigen? Bevor meine Gedanken sich mit Träumen verwoben, erschien dies mehr als nur möglich. Der Fremde war mein Schlüssel zum Großen Haus.

Am nächsten Morgen stand ich noch vor meinem Vater auf. Er schmunzelte zufrieden, als er in die Küche trat und ich ihn mit heißem Kaffee begrüßte. »Schmeckt es dir wieder, Linde?« fragte er.

Bevor wir das Haus verließen, packte ich extra Brot in meine Tasche, zusammen mit einem Glas Marmelade, mehreren Scheiben Schinken und einer Flasche Wasser. Wider besseres Wissen wollte ich den Fremden schnell wiedersehen.

Nach unserer Ankunft auf dem Gut kam der Aufseher auf uns zu und erklärte meinem Vater, dass er heute zu Teilen des Besitzes keinen Zugang habe, da Inspektoren des Landkreises die Gärten und Felder vermessen würden. Vater nickte, aber nachdem der Aufseher gegangen war, spuckte er aus, und sagte: »Unfug. Was zum Teufel geht hier vor?« Dennoch gab er mir den ganzen Morgen kleine Arbeiten und ließ mich nicht von seiner Seite. Erst als ich mich über einen Schwindelanfall beschwerte, gab mein Vater nach. Schwindelanfälle gehörten für ihn der Welt weiblicher Geheimnisse an, und nachdem er mir eingeschärft hatte, mich dem Aufseher nicht zu zeigen, erlaubte er mir, mich zu entfernen.

Das Labyrinth zu betreten war verboten. Um nicht die Aufmerksamkeit der von Kamphoffs zu erregen, musste ich in aller Stille nach dem Fremden suchen. Niemand durfte mich rufen hören. Ich lief durch den Irrgarten, auf der Hut vor den sogenannten Inspektoren. Ich hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, ihn zu finden, als ich an ein riesiges Loch kam. Erde lag in Haufen um die Öffnung.

Am Boden des Loches saß der Professor. Sein Hemd war nicht mehr weiß, seine Hände sahen so schmutzig wie die meines Vaters aus, und seine Finger waren mit trockenem Blut verschmiert. Auch die Wangen und die Stirn und seine Hosen waren blutig und schmutzig. Er saß ganz aufrecht da und summte vor sich hin.

»Hallo«, sagte ich, doch erhielt keine Antwort. »Heh da, Herr Professor.«

Diesmal sah er auf, anscheinend ohne mich zu erkennen.

»Hast du dieses Loch gegraben?«, fragte ich und brachte mich in Position, um in die Grube hinunterzuspringen.

»Vorsichtig«, sagte er. »Tritt sanft auf.«

»Klar doch«, sagte ich. In einer Hand trug ich meine Vorräte, die andere streckte ich aus, um mein Gleichgewicht auf dem Weg nach unten zu halten.

»Ach nein«, schrie er, als ich neben ihm landete, und hielt sich mit zitternden Händen die Ohren zu.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Hab ich dich nicht um Vorsicht gebeten?«, scholt er mich. »Deine Gedankenlosigkeit mag uns schweren Schaden zugefügt haben.«

»Wie denn das?« Ich unterdrückte ein Lachen. Er sah in seinen schmutzigen Kleidern so komisch aus, fast wie ein Kind nach einem besonders wilden Nachmittag im Schlamm.

»Ein falscher Schritt, und wir können durch die Erdkruste brechen und auf der anderen Seite herausfallen und in den Wolken verlorengehen.«

Ich glaubte, dass er mich zum Narren halten wollte, doch als ich mich wie ein Dieb näher an ihn heranschlich, begann ich zu begreifen, dass es ihm ernst war.

»Ich habe dieses Loch gegraben, um auf die andere Seite zu gelangen, dort wo schwarze Menschen auf ihren Köpfen herumlaufen. Aber ich fürchte, ich werde mich nicht festhalten können, wenn ich aus dem Tunnel herauskomme. Vielleicht könntest du es schaffen?«

»Ich habe dir Essen mitgebracht«, sagte ich, weil mir keine Antwort auf seinen Unsinn einfallen wollte.

»Ich habe die Nacht nicht gern«, sagte er mit wichtiger Miene. »Die Sterne sind kalt und hinter ihnen hausen Engel, die deinen Atem rauben, um sich zu wärmen.« Er packte Brot und Schinken aus

und sagte: »Eine ziemlich einfache Mahlzeit«, und aß dennoch. Er schmatzte laut.

»Wie werde ich dich bezahlen?«, fragte er, nachdem er auch den letzten Krümel verteilt hatte und mit zwei Fingern Marmelade aus dem Glas in seinen Mund löffelte.

»Du musst mich nicht bezahlen«, sagte ich. »Aber antworte mir. Bist du der wahre Erbe? Der von dem alle sprechen?«

»Der wahre Erbe?«, fragte er. »Von was?«

»Vom Großen Haus?«

»Natürlich gehört das mir«, sagte er. »All das gehört mir.« Er ruderte mit den Armen, was ich als ein Zeichen deutete, dass er den ganzen Besitz meinte.

»Wo hast du denn dann all die Jahre gesteckt? Warum bist du nicht der Herr des Gutes?«

Er sah mich mit großen Augen an. Offensichtlich hatte er mich nicht verstanden. »Es ist mein«, wiederholte er. »Es gehört mir, und ich werde dich zur Herrin machen.« Aus den Tiefen seines Hemdes holte er ein Ledertäschchen hervor, und daraus entnahm er einen großen, goldfarbenen Schlüssel. »Dies gibt dir Vollmacht über mein Gut, sollte ich eines Tages nicht mehr hier sein. Wer immer diesen Schlüssel trägt, wird reicher sein als der Kalif von Bagdad.«

Ich nahm den Schlüssel entgegen und steckte ihn in meine Tasche. »Warum habe ich dich noch nie hier gesehen? Nicht ein einziges Mal? Seit ich klein war, habe ich hier im Irrgarten gespielt und habe dich nie getroffen.«

»Ich habe dich selbst nicht gesehen. Und ich bin mein ganzes Leben hier gewesen.« Er lachte über seine Antwort und schien mit sich selbst sehr zufrieden.

Ich wartete auf eine weitere Erklärung, aber der Fremde verstummte und saß bewegungslos in seinem Loch, offenbar aus Angst, dass er durch die Erde brechen könnte.

Schließlich war es für mich an der Zeit zu gehen. Ich kletterte aus

der Grube, versprach ihm, am nächsten Morgen zurückzukehren und ihm mehr zu essen zu bringen. Als Antwort hielt er sich einen marmeladenverschmierten Finger an die Lippen.

*

Auf dem Nachhauseweg war mein Vater schlechter Laune. Während unser Laster keuchte und uns durchschüttelte, verfluchte er Bruno von Kamphoff und dessen Geiz. Er schimpfte auf den Aufseher, der sich in seine Arbeit einmischte, auf meine Mutter, weil sie immer mehr haben wollte, als er ihr geben konnte, und auf sich selbst, weil er nur ein einfacher Gärtner und ein schlechter Ehemann war. »Ich dachte immer, dass ich eines Tages reich sein würde«, sagte er. »Als Junge träumte ich von Abenteuern im Nahen Osten und im Wilden Westen. Ich stellte mir vor, dass ich eines Tages wie die Helden meiner Romane in ferne Länder reisen würde. Es war nur eine Sache des rechten Alters. Und was passierte, als ich erwachsen war? Ich wurde von Kamphoffs Gärtner.«

Ich kannte diese Stimmung wohl. Vielleicht hatte er von dem metallenen Fläschchen getrunken, das er bei sich trug, oder vielleicht hatte ihm Mutter am Vorabend das Leben schwer gemacht. Ich hätte ihm keine Beachtung schenken sollen. Seine schlechte Laune kam und ging wie ein Unwetter. Was ich als Nächstes tat, war eine große Dummheit, und ich hätte es besser wissen müssen, aber ich brannte darauf, mein Geheimnis mit jemandem teilen, und ich glaubte, dass mein Vater darüber seine Sorgen zumindest einen Abend lang vergessen könnte. Ich zeigte ihm meinen Schatz.

»Was ist das?«, fragte er.

»Wir sind reich«, gab ich zur Antwort. »Das Große Haus gehört uns.«

»Unfug«, sagte er, aber ich konnte sehen, dass er neugierig war. Er fuhr rechts ran, nahm den Schlüssel entgegen und wiegte ihn in seiner Hand.

»Es gehört uns. Alles gehört uns«, sagte ich. »Denkst du, dass der Schlüssel wirklich zählt? Können wir ihn behalten? Ich habe ihn nicht gestohlen.«

Mein Vater wandte sich mir zu und sagte kein Wort. Er wirkte sehr verwirrt und aufgebracht.

»Wer hat dir das gegeben?«, fragte er.

»Es ist sein letzter Wille. Ich bin seine Erbin.«

»Wer hat dir das gegeben?«, fragte er noch einmal und hielt mir den Schlüssel vors Gesicht. Dann zog er ihn entzwei – in der einen Hand hielt er nun den Bart, in der anderen einen Korkenzieher. »Wer war es?«, fragte mein Vater, und dieses Mal gab ich ihm Antwort.

*

Wir kehrten sofort um, und statt wie sonst zum Schuppen zu fahren, in dem er seine Werkzeuge aufbewahrte, fuhr mein Vater zum Lieferanteneingang des Großen Hauses. Er fluchte laut, schloss die Augen und hieb auf das Lenkrad ein. »Es war verboten«, schrie er. »Verboten. Du hast es selbst gehört. Wenn das rauskommt. Kannst du dir den Tratsch im Dorf vorstellen? Der wahre Erbe. Johanns Bruder.« Endlich stieg er aus und ging langsam auf den Eingang zu. Er schien um mehrere Zentimeter geschrumpft zu sein.

Was im Innern des Hauses passierte, hat mein Vater mir nie erzählt, aber als er endlich wieder in den Hof hinaustrat, war sein Gesicht bleich und ausdruckslos. Er schaute sich um, als ob er den Lastwagen nicht finden könnte. Er starrte lange in den Himmel, sah sich dann die blühenden Hecken an, die den Hof umstanden, dabei kaute er auf seinen schmutzigen Nägeln. Bruno von Kamphoff hatte ihn gefeuert.

Als meine Mutter die schlechten Nachrichten erfuhr, wurde sie ganz still und drängte meinen Vater dann aber, ihr alles zu berichten. Wir waren in der Küche, das Abendessen stand auf dem Herd, doch niemand dachte daran, sich an den Tisch zu setzen. Mein Vater

beachtete meine Mutter und ihre Fragen zuerst kaum und schüttelte nur stumm den Kopf. Stattdessen schilderte ich ihr, was geschehen war und sah zu, wie sie ihre Schürze aufrollte und wie einen Teig knetete. »Der wahre Erbe«, murmelte sie immer wieder. Als ich geendet hatte, war sie so aufgebracht, dass sie den Kummer meines Vaters ignorierte und auf ihn eindrang. »Erich«, sagte sie. »Erich, die können dich doch nicht rausschmeißen. Denen muss doch dein Schweigen was wert sein. Die können dich nicht so einfach wegwerfen. Hast ihnen doch geholfen, alles geheim zu halten. Bezahlen sollen sie dich.«

Und auch ich wollte nicht von meinem Vater ablassen. War der Fremde wirklich der wahre Erbe? War er der verlorene Bruder Johann von Kamphoffs? Und wo hatte er all die Jahre gesteckt? Meine Mutter ließ mich plappern und stand einfach hinter mir, vielleicht in der Hoffnung, dass dies doch noch zu unserem Guten sein könnte, dass das vielleicht der Weg in eine bessere Zukunft sein könnte. Sie stand in ihrem einfachen Hauskleid in der Küche und wartete auf eine Antwort meines Vaters, vielleicht noch ungeduldiger als ich. Sie hielt mich nicht zurück.

Mein Vater hatte mich nie geohrfeigt, und als er es jetzt tat, schien es seine Wut nicht zu beschwichtigen. Vielleicht merkte er, dass er nur mich, seine Tochter, geschlagen hatte. Vielleicht merkte er, dass er die Falsche gepackt hatte, aber es kümmerte ihn nicht mehr. Die Enttäuschungen all der Jahre, die meine Mutter ihm in den Ohren gelegen hatte, entluden sich in jener Nacht. Er packte mich bei den Haaren und wirbelte mich herum, schüttelte mich wie einen Sack Wäsche. »Du, du...«, rief er, und er ließ nicht von mir ab, bis mein Kopf schließlich durch die Glasscheibe unseres Geschirrschranks krachte. Meine Mutter schrie auf, aber das schien ihn nur noch mehr anzutreiben. Er zog mich an den Haaren zurück und stieß mich wieder nach vorn. Mein Gesicht riss, als es in die Scherben getrieben wurde, die wie krumme Zähne aus dem Holzrahmen ragten. Ich

kreischte, meine Mutter flehte meinen Vater an aufzuhören, doch er schenkte ihr keine Beachtung, und um wie vieles besser sprach seine Hand, was er nicht sagen konnte.

MARTIN

Die Droste Mühle lag nördlich von Hemmersmoor. Tannen umgaben das schiefe Gebäude, und man sah es erst, wenn man direkt davor stand. Jens Jensen schwor, dass die Mühle zur Walpurgisnacht in Flammen aufgehen würde, ohne niederzubrennen, und dass Teufel und Hexen es dort grausig miteinander trieben. »Martin«, sagte er zu mir, »Martin, solche Schweinereien kannst du dir gar nicht vorstellen.« Dieses und andere Gerüchte lockten uns zur schwarzen Mühle. Es hieß, dass der letzte Müller dreihundert Jahre hier gelebt hatte. Er hatte seine Frau und sechs Kinder verloren, und niemand erinnerte sich, wo sein Grab stand oder ob er überhaupt gestorben war.

Im Dreißigjährigen Krieg hatten schwedische Soldaten das inzwischen moosbewachsene Mühlrad dazu benutzt, ihre Gefangenen zu foltern, die dabei ihre Nachbarn verrieten und die Lebensmittelverstecke preisgaben. Sie hatten auch die Familie des Müllers gefoltert und ermordet und nur den Müller selbst verschont. Er trug böse Schnitte und einen Spalt in seinem Schädel davon und musste seine Familie allein begraben.

In einer anderen Fassung der Geschichte verkleideten sich junge Männer des Dorfes als Soldaten und fielen über die Familie her und töteten die Gesellen. Der Müller jedoch erkannte seine Angreifer und schwor, Rache zu nehmen. Halbtot verkaufte er dem Teufel seine Seele und erwarb ungeheure Kräfte, und wann immer ein Junge aus dem Dorf an der Mühle vorbeikam, wurde er durch des Müllers Zaubermacht in die Mühle gelockt und musste dort bis zu seinem Tod arbeiten. Die Gesellen des Müllers waren um Hemmersmoor herum in Gestalt von Kühen und Rehen aufgetaucht. Um sie zu besiegen, das lehrten uns die alten Leute, musste man sie totprügeln.

Es gab keine andere Möglichkeit. Und jeder dritte Hieb musste den Boden treffen, sonst würden sie nicht sterben.

*

Sommer für Sommer stellten wir Szenen aus dem Krieg nach, und wir banden unsere Gefangenen an das Mühlrad und ließen sie hoch in die Luft und dann hinab in die dunklen Wasser der Droste fahren. Wenn man seinen Atem anzuhalten wusste, war es nicht allzu gefährlich, auf das Rad zu klettern, aber einen Gefangenen zu spielen war trotzdem Strafe genug. Nach vier oder fünf Runden flehten wir unsere Peiniger an, uns loszubinden, und wir zeigten den Schweden nur zu gern, wo wir unseren Schinken, unser Brot und unsere Töchter versteckt hatten.

Anfangs versuchten wir, keinen Lärm zu machen. Wir wollten den Müller nicht aufstören, sollte sein Geist tatsächlich noch immer die Mühle heimsuchen. Hemmersmoor hatte schon vor Jahrzehnten eine neue Mühle weiter südlich, in der Nähe des Damms, gebaut, doch obwohl niemand im Dorf je einen Kunden in der Nähe der schwarzen Mühle gesehen hatte, hieß es, dass sie noch immer betriebsfähig sei. Bei jedem unserer Besuche fanden wir feingemahltes Korn am Boden.

Aber nach einigen langen Sommertagen, an denen sich im Innern des Gebäudes nichts zu rühren schien, wurden wir wagemutiger und lauter. Vielleicht war der alte Geist taub. Vielleicht hatte der Droste Müller endgültig die Gegend verlassen oder war am Ende doch gestorben; er trat nie aus seiner Tür, um es mit uns aufzunehmen.

Je älter wir wurden, desto wichtiger wurde der letzte Teil unseres Spiels. Sobald die schwedischen Soldaten aus dem Wald traten, nahmen sie den Müller bei der Arbeit gefangen, und nachdem wir ihn gefoltert hatten, folgten wir ihm an den geheimen Ort, wo er die Familie und seine Habseligkeiten versteckt hielt und vergewaltigte die Frauen.

Es waren Karin und Waltraud Brodersen, die im Wald hinter der Mühle auf uns warteten. Sie waren füllig wie ihre Mutter Heidrun, und sie hatten weiche und goldene Haut. Heike, die älteste der Schwestern, kam sich zu erwachsen vor, um mitzumachen, stattdessen fragten wir Anke Hoffmann. Am Anfang war auch noch Linde Janeke mit dabei gewesen, aber nach ihrem Unfall wollte keiner von uns Jungen mehr etwas von ihr wissen. »Die sieht aus, als ob sie in Stacheldraht gefallen ist«, sagte Holger. Anke schimpfte mit ihm. »Du bist scheußlich«, sagte sie und ließ sich doch von ihm küssen.

Auch Alex Frick fehlte. Er hatte das Dorf im vorigen Winter verlassen müssen und war in eine Anstalt eingewiesen worden, und nur Christian, Holger, Bernhard und ich führten die Mädchen in den Wald hinaus. Das Spiel verlangte, dass wir Jungen in der Mehrzahl waren, aber keiner wollte den Müller spielen, weil der sich nicht an den Vergewaltigungen beteiligen konnte. Er konnte nur zusehen und darauf hoffen, beim nächsten Mal mitmachen zu können.

Wir waren noch immer im Stimmbruch, als wir Karin, Waltraud und Anke vergewaltigten. Sie kicherten, wenn sie unsere Schwänze sahen. Wir hieben auf ihre Hintern ein und peitschten sie mit Weidenzweigen, und wenn wir Glück hatten, durften wir mit ihren Brüsten spielen, während wir uns einen runterholten.

»Wie tötet man eine Hexe?«, rief Christian mit lauter Stimme.

»Du knüppelst auf sie ein«, schrie Bernhard zur Antwort. Er war in Anke verliebt und trug seine Liebe auf ihrem blassen Rücken aus. »Jeder dritte Hieb muss den Boden treffen, sonst stirbt sie nie.« Anke starb jedes Mal in seinen Händen.

Manchmal küssten wir einander und verhedderten und verknoteten uns, und wir Jungen kamen in unsere Hosen, während die Mädchen nach Luft rangen. Oder die Mädchen folterten uns, zwickten uns in die Eier, schlugen uns mit Stöcken, drückten Zigaretten auf unseren Ärschen aus und fesselten uns an Bäume und zeigten uns dann, was wir nicht anfassen durften.

Eines Tages im Juli lagen Holger, Christian und ich in den Armen der Mädchen, nachdem wir den Lohn unserer Soldatenarbeit genossen hatten. Ihr weiches Haar kitzelte uns an den Lippen und Wangen und Ohren, und ihre warme Haut machte uns erneut kampfflüchtig, als wir plötzlich bemerkten, dass unser Müller, Bernhard, verschwunden war.

Es war vonnöten, dass der Müller dem Treiben zusah, und diese Regel war noch nie zuvor gebrochen worden. Es war schön, mit den Mädchen zu spielen, über sie herzufallen oder von ihnen bestraft zu werden, aber noch besser war es, beim Spiel beobachtet zu werden. Es tat einem jeden Müller weh, untätig herumzustehen, aber wann immer uns das Los traf, erduldeten wir die Qual, um beim nächsten Mal die neidischen Blicke eines anderen Jungen auf uns zu spüren.

Deshalb gerieten wir in Wut, als wir entdeckten, dass Bernhard seinen Posten verlassen hatte. Wir zogen uns die Hosen hoch und stolperten aus dem Wald hervor. Er konnte nicht weit sein. Wir schrien nach ihm, wir drohten, ihm jeden einzelnen Knochen in seinem Körper zu brechen. Er kam nicht wieder. Wir liefen nach Hemmersmoor zurück, aber konnten Bernhard weder zu Hause noch sonst irgendwo im Dorf finden, um ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen. Bernhard kehrte nicht heim, nicht in jener Nacht, noch am nächsten Tag, und am Ende des Sommers hatten seine Eltern jede Hoffnung aufgegeben. Das Moor war trügerisch und hatte viele das Leben gekostet, und nachdem die Suchmannschaften auch nicht die geringste Spur von ihm zu finden vermocht hatten, erwähnten Bernhards Eltern seinen Namen nicht mehr.

Christian, Holger und ich setzten unsere Suche jedoch fort. Wir waren unseren Vätern über das Torfmoor gefolgt, wir hatten jeden Meter der Gegend durchkämmt, aber niemand hatte sich die Mühe gemacht, die Droste Mühle zu durchsuchen. Wir hatten unser Geheimnis für uns behalten. Wir versuchten oft, uns Einlass zu verschaffen, suchten nach einem zerbrochenen Fenster, nach einer

unverschlossenen Tür, doch alle Fensterläden waren verriegelt, und die Türen wollten nicht einen Zentimeter nachgeben. Jedes Mal fanden wir frisches Mehl auf dem Boden, und jedes Mal warteten wir in der Hoffnung, dass Bernhard erscheinen würde. Wir stellten uns vor, wie er aus dem Wald auf uns zustolpern würde, dass er endlich aus einem märchenhaften Schlaf erwacht wäre, um zu uns zurückzukommen. Nach Einbruch der Dunkelheit kehrten wir heim. Wir hatten unser Gewissen weiter abgeschliffen. Wir hatten es versucht.

Als die Tage kürzer und dunkler wurden, verloren Christian und Holger das Interesse an der Mühle. Bernhard, so sagte Holger, hatte Hemmersmoor heimlich verlassen. »Vielleicht haben ihn Schausteller und Zigeuner aufgegebelt«, gab er zu bedenken. »Oder Zirkusleute. Vielleicht ist er nach Bremen getürmt und bettelt dort um Geld. Er konnte Flöte spielen.«

Christian lachte über solche Ideen. »Der ist mausetot. Konnte es nicht vertragen, dich mit Anke rummachen zu sehen. Der ist abgehauen und im Moor versackt. In hundert Jahren werden ihn die Torfstecher ausbuddeln. Der wird ganz jung und frisch aussehen.«

Ich war von keiner der Geschichten überzeugt und lief alleine die halbe Stunde zur Mühle hinaus. Ich fragte mich nie, was ich eigentlich zu finden hoffte. Und selbst wenn ich es getan hätte, wäre mir keine Antwort eingefallen. Vielleicht wollte ich Bernhard finden und ihn wie eine Schatztruhe nach Hause schleifen. Vielleicht trieben mich die alten Legenden zur Mühle. Denn langsam wurde mir die schwarze Mühle wichtiger, als mit Anke Hoffmann Schlittschuh zu laufen. Ich träumte noch immer von unseren Nachmittagen mit den Mädchen, wünschte mir noch immer, ihnen nah zu sein und unter ihre Röcke zu kriechen, doch sobald ich ihnen im Dorf begegnete, war der Zauber verfliegen. Wir sprachen für eine oder zwei Minuten miteinander und gingen dann unserer Wege.

*

Nach Weihnachten lief ich durch den Schnee zur Droste Mühle. Wir hatten Schulferien, und Holger war jeden Tag mit einem anderen Mädchen auf dem Eis. Christian, so sagte er, hatte mit der Bäckers-tochter angebändelt. Sie hatten keine Zeit mehr für mich.

Der Wald lag still, und obwohl der Himmel mit Wolken überzo-gen war, schien es um mich herum so hell und festlich, als ob ich in Fricks Krug auf einem Tanz wäre. Der Schnee hatte dem Wald die Finsternis ausgetrieben. Ich hörte nur meine Schritte und meinen Atem. Es war einsam hier, und ich hatte mir einen Ast abgebrochen und benutzte ihn als Wanderstab und als mögliche Waffe. Doch so oft ich mich auch umblickte, nur Rehe und Vögel hatten ihre Spuren im Schnee hinterlassen.

Wo sich die Mühle befinden musste, stieg eine dünne Rauchsäule über den Baumwipfeln auf. Ich beschleunigte meine Schritte und um-klammerte den Knüppel. Doch bevor ich den Fluss erreicht hatte, sprang eine Katze vor mir auf den Weg. Es war eine gewöhnliche Hauskatze, aber sie war so groß, dass ich zwei Schritte zurückwich. Ihr Fell war schwarz, ihr Schwanz so lebhaft wie eine Schlange, und ihr rundes Gesicht reichte mir bis zum Bauch. Sie neigte den Kopf zur Seite, als ob sie sagen wollte: »Du bist zurückgekommen, Mar-tin. Ich weiß, wer du bist.«

Ich erinnerte mich an die Märchen von Zauberern, die eine Tier-gestalt annahmen, um das Dorf heimzusuchen, aber ich hatte nie zu-vor einen gesehen. »Wer bist du?«, fragte ich.

Die Katze blieb stumm und ging vor mir her auf die Mühle zu. Ihre großen Pfoten sanken in den Schnee ein, doch hatte ich Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Als wir an unser Ziel kamen, lag das gro-ße Mühlrad im Eis fest. Nur in der Mitte des Flusses war noch eine schmale Schneise offenen Wassers zu sehen, eine Wunde, die nicht heilen wollte. Falls ich an diesem Ort verschwinden sollte, wer wür-de nach mir suchen?

Als ich den Blick von dem Rauch, der aus dem Schornstein drang,

abwandte, war die Katze verschwunden. Ihre Spuren endeten an der Eingangstür. Christian, Holger und ich hatten oft versucht, sie aufzubrechen, hatten es aber nie vermocht. Doch nun stand die Tür offen. Ich stieß sie mit meinem Knüppel ganz auf.

Ich trat in eine Küche, mit einem eichenen Tisch, um den acht Holzstühle herumstanden. Die Töpfe, die über der Feuerstelle hingen, waren alt und verbeult und tadellos sauber. Im Ofen brannte ein Feuer. Es ächzte und zischte, und nachdem ich einige Zeit hineingestarrt hatte, fühlte ich den Drang, meinen Mantel auszuziehen. Danach schloss ich die Eingangstür.

Teller standen gestapelt auf dem Tisch, so als habe sie jemand aus dem Kabinett genommen und sei beim Tischdecken unterbrochen worden. Jemand hatte mit einem Finger in den Staub auf den dunklen Eichtisch geschrieben. »Komm schon«, stand dort, und ich umklammerte den schneefeuchten Ast nur umso fester. »Bernhard?«, fragte ich mit leiser Stimme. »Bernhard?«

Ich folgte einem engen Korridor. Durch eine offene Tür konnte ich in eine kleine Schlafkammer blicken. Zwei Betten standen hier, frisch gemacht, so schien es mir. Niemand war zu sehen, und langsam ging ich weiter und auf eine hölzerne Treppe zu. Alle paar Sekunden fuhr ich panisch herum, mein Atem ging stoßweise, doch niemand schien mir zu folgen.

Vorsichtig stieg ich die ächzenden Stufen hinauf, und so sehr ich auch versuchte, leise aufzutreten, der Krach war laut und deutlich zu hören. Es war offensichtlich, dass hier jemand im Haus war, und bald würden die Bewohner auf mich zukommen, und mich fragen, was zum Teufel mir einfiel, hier herumzuschleichen. Ich wappnete mich für die Begegnung, aber wen würde ich hier antreffen? Hatten Bettler sich die Mühle zu eigen gemacht? Hatten Christian, Holger und ich in unserer Dummheit nie bemerkt, dass die alte Mühle doch bewohnt war? So fest ich auch davon überzeugt war, dass das Gebäude verlassen gestanden hatte, der Geruch von Kohlsuppe und die sauber auf-

geschlagenen Betten zerstörten diese Überzeugung. Ich war mir nicht mehr sicher, was ich wusste, was ich glauben sollte, und für Momente glaubte ich beides – dass die Mühle verlassen und bewohnt war.

»Bernhard?«, fragte ich, meine Stimme kaum hörbar.

»Bist du es?«, fragte eine weibliche Stimme hinter mir.

Ich drehte mich um und erstarrte. Ich hörte einen quietschenden Laut und begriff nur ungefähr, dass ich der Urheber dieses Lautes war. Am Fuß der Treppe stand eine junge Frau in einem weißen Pelzmantel. Ihr Haar war sorgfältig frisiert, und bunte Steine schimmerten in ihrem Haar, und sie trug die kleinsten und zerbrechlichsten Sandalen, die ich je gesehen hatte. Sie sah wie eine Eiskönigin aus, wunderschön und schreckenerregend.

»Martin?«, fragte die junge Frau. Sie schien erstaunt und enttäuscht. Und während mein Herz mir noch immer im Hals pochte, begriff ich langsam, wer dort unten stand. Es war Anna Frick, Alex' Schwester. »Wie bist du hier hereingekommen?«

»Wo ist Bernhard?«, fragte ich dümmlich. Die Angst wich mir aus den Gliedern, aber noch immer klammerte ich mich an dem Ast fest. Zugleich begriff ich, wie jung und lächerlich ich in Annas Augen aussehen musste.

»Bernhard? Was machst du hier? Du musst schnellstens verschwinden.«

Ich begriff nichts. »Warum? Ist der Müller hier? Und warum bist du hier?«

»Der Müller?«, fragte sie ungläubig. Dann besann sie sich und sagte mit schneidernder Stimme: »Das geht dich nichts an. Mach, dass du verschwindest.«

»Wo ist Bernhard?«, fragte ich noch einmal.

»Ist der auch hier? Wart ihr zusammen?« Darauf entspannte sich ihr Gesicht, und sie fiel in ein kurzes Schweigen. Dann fragte sie langsam: »Bernhard? Der verschwundene Junge? Suchst du noch immer nach ihm?«

Mein Gesicht wurde heiß, und ich stammelte: »Ich...ich dachte...«

»Dass ich ihn versteckt halte?« Sie lachte höhnisch, und meine Erleichterung, ein bekanntes Gesicht vor mir zu sehen, schlug erneut in Furcht um. Vielleicht wusste sie wirklich, wo Bernhard war.

»Weißt du, wo er ist? Was machst *du* hier? Wie bist du hierher gekommen? Was für einen Mantel trägst du da?« Langsam stieg ich die Treppenstufen hinunter. »Wessen Katze war das draußen im Schnee?«

»Katze?«, fragte Anna. »Oh. Ich bin eine Hexe, musst du wissen«, sagte sie und lachte. »Sie sitzt meist auf meiner Schulter.«

Was als Nächstes passierte, kann ich nur meiner Angst und der langen Suche nach meinem Freund zuschreiben. Anna hatte einen schlechten Scherz gemacht, aber meine Nerven drohten zu reißen, und ich begriff nicht, warum sie in Pelzmantel und Sandalen vor mir stand. »Wie tötet man eine Hexe?«, murmelte ich, und mit ein paar verzweifelten Sätzen stürzte ich die Treppe hinunter und versetzte der bepelzten Gestalt einen Hieb. Ich hatte schlecht gezielt und traf nur ihre Schulter. Anna schrie auf, und vielleicht wusste ich, sobald ich ihren Schrei hörte, was für einen schrecklichen Fehler ich begangen hatte, aber gleichzeitig fürchtete ich ihre laute Stimme, die uns an den Müller verraten würde, und wollte sie zum Verstummen bringen. Und hieb nochmal auf sie ein.

In dem Moment konnte ich einen Wagen draußen vor der Mühle hören.

»Oh Gott«, flüsterte Anna. Sie hielt sich den Kopf, lag nun am Boden. »Oh Gott«, flüsterte sie, und ihr Gesicht verfärbte sich dunkelrot.

Und all meine Ängste überkamen mich erneut. Anna war eine Hexe, Anna war die Schwester meines besten Freundes, und ich hatte sie gerade niedergeschlagen. Und wer war das da draußen? Ich ließ den Knüppel fallen und rannte so schnell ich konnte den Korri-

dor entlang und in die Küche, öffnete die Tür, und wollte gerade in den Schnee hinausrennen, als mir eine große, dunkelgekleidete Gestalt in den Weg trat. Doch ich konnte nicht mehr haltmachen, und zusammen stürzten wir in den Schnee. Ich rappelte mich zuerst auf und stürmte in den Wald hinein. Ich rannte und rannte, eine laute Stimme hinter mir, die mir befahl, stehenzubleiben. Doch ich rannte weiter, und erst nach einer Ewigkeit, vom tiefen Schnee erschöpft, hielt ich inne, drehte mich um und versicherte mich, dass mir niemand auf den Fersen war, und ließ mich in den Schnee fallen. Mein Gesicht glühte, die Kälte war eine Wohltat, ich vergrub mein Gesicht im Schnee. Wie lange ich dort lag, kann ich nicht sagen, aber Scham, Zorn und Furcht tobten in mir und kühlten erst nach einiger Zeit ab.

Es war dunkel um mich herum, als ich endlich aufstand und langsam, nass und kalt, meinen Weg zurück in unser Dorf antrat. Wie sollte ich den Leuten erklären, dass ich Anna Frick niedergeschlagen hatte? Wie konnte ich es meinem Vater, dem Gendarmen, beichten, dass sein Sohn vielleicht ins Gefängnis müsste, weil er die Tochter des Dorfwirtes überfallen hatte? Und das ein Jahr nachdem Broder auf der Droste gestorben war? Ich war dank meines Vaters mit einem blauen Auge davon gekommen.

Dass es Anna Frick und keine Hexe gewesen war, wurde mir nun deutlich. Dabei wuchs in mir die Gewissheit, dass ich vielleicht auch dieses Mal davonkommen würde, und nicht, wie mein Freund Alex, in eine Anstalt gesteckt werden würde. Vielleicht würde Anna ihrem Vater nichts von der Mühle und dem Vorfall erzählen.

Als ich im Dorf ankam, und die Lichter in den Stuben und die Kerzen auf den Weihnachtsbäumen sah, die bereits zum letzten Mal brannten, atmete ich auf. Und als ich endlich am Abendbrottisch saß, und meine Mutter die Reste unserer Gans aufwärmte und mir sagte, dass ich mir in der Kälte noch einmal den Tod holen würde, und mein Vater mich fragte, wo in aller Welt ich so lange gesteckt hätte, erzählte ich ihnen von der schwarzen Mühle. Ich hatte Bern-

hard nicht gefunden, so sehr ich mich auch bemüht hatte. Meine Eltern schüttelten die Köpfe, und meine Schwester Birgit zeigte mir einen Vogel. »Dachtest du, der schwarze Müller halte ihn gefangen?«, spöttelte sie.

Von meinem neuen Geheimnis erzählte ich ihnen nichts, von Anna sagte ich kein Wort. Herr Frick kam nie an unsere Tür, um ein ernstes Wort mit meinem Vater zu reden. Die dunkle Gestalt, in die ich vor der Mühle gerannt war, war kein Geist und kein Zauberer gewesen. Nur eine Familie in Hemmersmoor hatte eine Limousine, die nicht recht in unsere Straßen passen wollte, eine schwarze Limousine, die die Kinder im Dorf mit Neugierde und Neid betrachteten. Ich hatte Rutger von Kamphoff nie zuvor gesehen, und doch hatte ich sofort gewusst, wer er war, als er unter mir im Schnee lag. Und allmählich verstand ich auch, dass es genauso gut ein Geist hätte gewesen sein können. Denn Rutger würde mich nicht behelligen.

»Und hast du eine Hexe aus dem Schornstein kommen sehen?«, fragte meine Schwester Birgit höhnisch.

Ich biss mir auf die Lippen, schüttelte den Kopf, senkte ihn und zählte langsam bis dreißig.

LINDE

Käthe Grimm war dem Blick eines heulenden Hundes gefolgt, als sie siebzehn Jahre alt war, und seitdem sah sie Irrlichter und schauerliche Trauerprozessionen nach Einbruch der Nacht und verfolgte die Hochzeiten der Untoten – die Gesichter von Braut und Bräutigam hingen ihnen in Fetzen um die Schädel, ihre Knochen schabten aneinander. Moos hing ihnen in den Haaren.

Es lebten viele Geisterseher in Hemmersmoor, aber sie konnten durch den Schulterblick eines Freundes geheilt werden. Für Käthe jedoch war es zu spät – kein Zauberspruch konnte den Schaden, den ein heulender Hund angerichtet hatte, wieder gutmachen.

In ihrer Jugend war sie von vielen Männern umworben worden, doch in ihrem vierzigsten Jahr war sie fett, und Warzen verunstalteten ihre einst gefälligen Gesichtszüge. Ihr rotblondes Haar war ohne Glanz. Nachdem sie in der Drogerie und beim Bäcker gewesen war, fanden die Leute dünne, rotblonde Strähnen auf dem Tresen oder in den Regalen.

Alle im Dorf kannten ihre Ausbrüche am helllichten Tag, ihr spitzes Kreischen, ihre weit aufgerissenen Augen, die gehetzten Blicke, wie sie auf diese oder jene furchterregende Kreatur deutete. Doch wir sahen nichts, und wir hatten lang aufgehört, ihren Andeutungen nachzugehen. Wir hörten kaum noch zu, wenn sie Geister um ihr Leben anflehte. Wenn wir jungen Mädchen sie im Dorf antrafen, bekreuzigten wir uns – wir wollten ihr Schicksal nicht teilen müssen. Wir wollten geheiratet werden.

Im Sommer verbrachten vier von uns Mädchen unsere Nachmittage auf Ankes Zimmer und schnitten Bilder von fantastischen Kleidern aus Katalogen, die Frau Hoffmann ins Haus geliefert be-

kam. Wir träumten von Hochzeiten mit Brokatkleidern und langen Schleppen, von Millionären in Sportautos, die nur einen einzigen Blick auf uns werfen und uns dann in die weite Welt entführen würden.

Anke hatte ein extra dickes Schulheft mit einem Umschlag aus festem Karton zu ihrem Hochzeitsbuch gemacht. Es enthielt nicht nur ein Foto ihres Brautkleides, sondern auch Bilder von Hochzeitstorten, Silbergeschirr und Tischdecken. Sie hatte alles bis ins Kleinste geplant, und wir hänselten sie, weil sie die Köpfe der Männer, die in Anzügen steckten, abgeschnitten und ihnen neue gezeichnet hatte.

»Sieht wie Rutger von Kamphoff aus«, sagte ich.

»Der ist hinter Anna her«, sagte Sylvia. Sie war die Größte von uns und die Erste, die Brüste bekommen hatte. Sie hatte schon viele Jungen geküsst, während mich keiner mehr anschaute. Weder Johann noch Torsten hatten mich je wieder gefragt, ob ich mit ihnen hinter die Schule oder hinunter zum Fluss gehen wollte.

»Das kann nicht sein«, entgegnete Anke aufgebracht.

»Kann doch sein,« sagte Sylvia.

»Die wird er nie heiraten. Nie im Leben.«

»Als ob du eine Chance hättest.«

Anke klappte ihr Buch zu und schmolte.

Wenn unsere Träume zu stickig wurden, liefen wir zur Ruine der alten Klosterkirche. Schwedische Soldaten hatten sie im Dreißigjährigen Krieg zerstört und die Nonnen, die sich darin verschanzt hielten, vergewaltigt und umgebracht. Danach hatte der Orden sich südlich von Bremen niedergelassen, ohne die Kirche je wieder aufzubauen. Zwischen Mauerresten und eingestürzten Säulen spielten wir unsere Lieblingsszenen aus »Dornröschen«, »Romeo und Julia« und »Antigone« nach. Wir liebten das tragische Ende von Antigone und ließen Dornröschen aus Kummer um den Tod ihres Prinzen durch die Hand eines Zauberers oder durch den Fluch der wiederbelebten Stiefmutter sterben.

Auf unserem Weg durchs Dorf stammelte Käthe Grimm jedes Mal von neun toten Kindern, die mit ihr Versteck spielten. Sie sah immer mitgenommener aus und kaute ständig auf Brotkanten herum, als ob sie dadurch die Gespenster vertreiben könnte. Manchmal schlichen wir uns an sie heran und fielen dann schreiend über sie her. Wir achteten nicht auf ihre Flüche und Tiraden.

»Neun tote Kinder«, sagte Sylvia schauernd. »Und wenn es die wirklich gibt?«

»Sie ist verrückt«, antwortete Anke. Im letzten Sommer hatte ich sie kaum zu Gesicht bekommen. An meinen freien Nachmittagen war sie oft verschwunden geblieben, um sich ohne mich mit den Jungen an der schwarzen Mühle zu treffen. »Neun tote Kinder. Wo sollen die nur alle herkommen?« Sie hatte mir nie etwas von jenen Nachmittagen, die sie mit Martin und Christian und den anderen verbrachte, erzählt, aber nun wollte sie nichts mehr mit »diesen dummen Jungen« zu tun haben. Sie war mir weit voraus. »Käthe sagt, dass es Geschwister sind.« Sie tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

»Ich frage mich, ob sie es je getrieben hat«, sagte Heike. Sie war die Tochter von Heidrun Brodersen und die älteste und dickste in unserer kleinen Gruppe, mit großen Brüsten und einem runden Bauch. Die Jungen waren wie wild hinter ihr her, und wir vermuteten, dass sie es schon getrieben hatte, weil sie das Thema bei jeder Gelegenheit, die sich ihr bot, anschnitt. Ihr Gesicht wurde rot, und ihre großen, wässrigen Augen sahen uns erwartungsvoll an. Wir mochten sie nicht besonders.

»Vielleicht«, sagte Sylvia. »Vielleicht als sie so alt war wie wir. Könnt ihr sie euch ohne Kleider vorstellen?« Sie trug einen Kranz aus Gänseblumen in ihrem flachblonden Haar. Wir hatten Rapunzel gespielt, uns aber nicht begeistern können. Es war heiß, und der Himmel hing ganz tief und drückte uns die Luft ab, wir saßen auf den Überresten der Kirchmauern, die aus großen Feldsteinen gebaut worden waren, und unsere Arme und Beine glänzten vor Schweiß.

Unkraut und kleine Büsche sprossen aus Spalten und Fugen empor; wir hörten, wie die Schwalben die Luft durchschnitten. Wir langweilten uns, wir hassten Käthe, weil sie uns jeden Tag vor Augen hielt, was aus uns werden würde, sollten wir in Hemmersmoor bleiben. Als Anke vorschlug, ein Rendezvous für Käthe zu arrangieren, willigten wir alle ein.

Es würde nicht schwer sein, Käthe einen Brief zu geben und sie davon zu überzeugen, dass ihn einer der Männer aus dem Dorf an sie geschrieben hatte. Sie war fett und hässlich und voller Angst, aber die Spangen in ihrem dünnen Haar und die Spitze, mit denen sie ihre Blusen verzierte, sprachen Bände. Einen geeigneten Freier zu finden war hingegen schwer. Wer würde eine Nacht mit Käthe verbringen wollen? Wir mussten uns etwas einfallen lassen.

»Jens Jensen«, schlug Anke vor. »Der ist perfekt. Er ist ein Säufer und wird nicht einmal merken, mit wem er da herummacht. Seine Frau kümmert es nicht, dass er anderen Frauen hinterherjagt. Zumindest ist sie dann für eine Nacht vor ihm sicher.«

»Ja«, sagte Sylvia. »Jensen ist eine gute Wahl.«

Anke mit ihrem dunklen, schimmernden Haar und ihrer makellosen Haut, Anke mit ihren vollen Lippen und weißen Zähnen, lächelte. Lächelte und gab Sylvia recht.

»Lasst uns den Apotheker nehmen«, sagte ich.

»Seine Frau ist eifersüchtig«, wandte Anke ein. »Der wird niemals kommen.«

»Der Apotheker«, sagte ich. »Wir werden ihn rumkriegen.«

Sylvia zuckte mit den Achseln. »Wir können es versuchen. Aber er wird sich nie im Leben mit Käthe treffen wollen. Wir müssen ihm vormachen, dass er sich mit jemand anderem verabredet.«

»Mit Heikes Mutter«, sagte ich.

»Genial«, kreischte Heike, und dies eine Mal war ich für ihre Anwesenheit dankbar. Ich hatte damit gerechnet, dass sie ihre Mutter aus dem Spiel lassen wollte, aber sie war von meiner Idee begeistert.

»Sie hat die gleiche Figur wie Käthe. Wenn es dunkel ist, wird er nicht wissen, dass es Käthe ist, bis es zu spät ist.«

»Wenn es dunkel ist?«, fragte Anke, als ob es unschicklich sei.

»Klar muss es dunkel sein«, sagte Heike. »Oh Mann, das wird so ein Spaß.«

Heidrun Brodersen war unsere beste Wahl. Die Männer waren verrückt nach ihr, und Gerüchte gingen um, dass sie manche Nächte nicht zu Haus verbrachte, und dass ihr Ehemann Peter gewisse Nächte in Fricks Krug saß und darauf achtete, nicht vor Mitternacht nach Hause zu gehen. Dann spendierten ihm die Männer in der Gaststube Korn und Bier, bis er halbtot vom Hocker fiel. Doch mir waren Heidrun Brodersens Nächte und ihr Ruf egal. Mich interessierte der Apotheker. Wie würde ich es genießen, ihn in Käthes Armen zu sehen. Ich konnte es nicht erwarten.

*

Der Anfang war so leicht, wie wir es uns ausgemalt hatten. Eines frühen Morgens, als die Straßen menschenleer waren und der blaue Himmel einem weismachen wollte, dass es eine Welt jenseits von Hemmersmoor gab, sah ich Käthe auf einer Bank auf dem Dorfplatz sitzen. Sie war beim Bäcker gewesen und hatte Rosinenbrötchen und Eclairs gekauft, und saß nun lächelnd in der Sonne. Sie biss von einem Brötchen ab und stopfte sich einen halben Eclair in den Mund. Schließlich biss sie noch einmal von dem Brötchen ab, sodass ihre Wangen fast platzten. Erst jetzt fing sie zu kauen an, und Brotkrumen und Pudding regneten auf ihre Bluse und ihren Rock hinunter. Dabei lächelte sie weiter.

»Hier«, sagte ich und gab ihr den Brief. »Ein Mann hat ihn mir gegeben.«

Käthe starrte mich an und vergaß die Brötchen und Eclair in ihrem Mund. »Wer?«, fragte sie.

Ich wartete, bis sie zu spucken und husten aufhörte, und zuckte

mit den Achseln. »Das darf ich nicht sagen.« Dann rannte ich davon.

Käthes Wandlung war ungeheuer. Das Rendezvous sollte erst Freitagnacht stattfinden, und sie hatte noch drei ganze Tage Zeit, aber schon am Nachmittag war sie eine ganz andere Frau. Sie kreischte noch immer, brabbelte von Skeletten und von Mägden, die die Balken der Kuhställe melkten, und von Kartoffeln, die wie Schwalben durch die Scheunen segelten. Doch am Nachmittag, nachdem ich ihr den Brief überreicht hatte, trug sie bereits ein gelbes Kleid, das wir nie zuvor an ihr gesehen hatten. Es war ein aberwitziger Fetzen, den sie aber vorführte, als ob sie eine ägyptische Prinzessin wäre.

Der Rest war schon schwerer, und ich weigerte mich, den zweiten Brief abzugeben. Aber da ich Friedrich Penck selbst vorgeschlagen hatte, beharrten Sylvia, Anke und Heike darauf, dass ich in die Apotheke gehe. Mir blieb keine Wahl.

Ich musste den ganzen Nachmittag warten, bis er endlich alleine in seinem Laden war. Seine Frau Rosemarie bediente oft die Kunden, die Bandagen oder Hustensirup wollten, und zwei Stunden lang sah ich Käthe in ihrem gelben Kleid zu, wie sie die Straße auf und ab rannte und wirres Zeug daherredete.

Die Klingel über der Tür kündigte mich an. Friedrich Penck sah von hinter seinem Tresen auf. Um ihn herum in den dunklen Holzregalen standen sorgfältig arrangierte Glasbehälter. In der Apotheke roch es sauberer als im ganzen restlichen Dorf, so als ob der Gestank und die Verkommenheit Hemmersmoors ihr nichts anhaben konnten. Wenn man die Tür hinter sich schloss und nicht über den Dorfplatz auf Fricks Krug und die Bäckerei schaute, konnte man sich vorstellen, in Hamburg zu sein oder vielleicht sogar in einem anderen Land.

Penck trug eine metallgerahmte Brille und stand so aufrecht wie ein großer, neugieriger Vogel. Eine sonderbare Ruhe ging von ihm

aus, das flößte einem Respekt ein. Ich hatte in der Apotheke nie jemanden fluchen hören.

Er sah mich streng an und sagte »Hau ab!«

Ich schüttelte den Kopf.

Er griff sich an den akkurat geschnittenen Bart, folgte den Konturen mit zwei Fingern. »Ich habe dir verboten, jemals wieder in meinen Laden zu kommen.«

Ich nickte.

»Also, was willst du?«

Ich gab ihm keine Antwort. Mein Gesicht war noch heißer als meine Hände. Der Brief war durchweicht.

»Ich werde den Gendarmen rufen müssen, wenn du nicht gehst«, sagte er höflich.

»Ich habe nichts gestohlen.« Das schrille Winseln, das aus meinem Mund drang, ließ mich erstarren.

»Natürlich hast du geklaut. Hör zu, Linde. Was dir zugestoßen ist, tut mir leid, aber du kannst dir nicht einfach nehmen, was du willst. Geh jetzt bitte.«

Ich schüttelte nochmals den Kopf und trat auf ihn zu. Ich legte den Brief auf den Tresen. Er hob eine Braue, seine Nase schien länger und dünner zu werden, als ob er riechen wollte, was sich wohl in dem violetten Umschlag befände.

»Was ist das?«, fragte er. »Eine Entschuldigung? Das ist nicht notwendig. Kinder können grausam sein, und ich bin mir sicher, dass du dachtest, dass meine Cremes die Lösung seien.«

»Jemand schickt Ihnen einen Brief«, krächzte ich. Meine Narben brannten, zerschnitten mein Gesicht. Feuerrote Bahnen, die sich an das Glas erinnerten, durch das mein Gesicht brach, an die Hand, die sich in mein Haar gekrallt hatte und mich vorwärts stieß, zurück riss und wieder nach vorne warf.

»Wer denn?«, fragte Herr Penck.

»Das darf ich nicht sagen«, antwortete ich. »Es tut mir leid. Was

ich getan hab.« Meine Zunge brannte so heiß wie mein Gesicht, ich konnte sie kaum bewegen. Aber diese Worte mussten heraus, alles hing davon ab.

Bevor ich die Tür erreichte, rief mich der Apotheker zurück. Er hatte den Brief geöffnet und steckte ihn so hastig in seine Manteltasche, dass er das violette Papier zerknitterte. »Warte«, sagte er noch einmal, und ein Topf mit Creme erschien in seiner Hand. »Auch mir tut es leid. Ich war vielleicht zu hart zu dir.« Er presste die Schminke in meine Hand, wandte sich abrupt ab und verschwand im Hinterzimmer.

Ich konnte kaum atmen und schloss die Augen, um nicht zu weinen. Im Februar hatte Penck mich erwischt, beim Arm gepackt und war, ohne auf mein Heulen zu achten, schnurstracks zu meinen Eltern gelaufen. Sie hatten einander traurig angesehen, und mein Vater hatte nur stumm genickt. Er hatte Penck die Schminke bezahlt, obwohl ich sie gar nicht mehr in den Händen hielt. Dann hatte er mich auf mein Zimmer geschickt und nie wieder von dem Vorfall gesprochen. Er wusste, dass mich die Jungen noch immer verhöhnten. »Hackepeter«, riefen sie mir nach.

Ich hielt den kleinen Topf lange Zeit in meiner Hand. Dann rannte ich zur Tür hinaus, rannte bis zur Droste. Ich konnte nicht klar denken, konnte die Schreie in meinem Kopf nicht mehr unterscheiden, konnte dem Zucken in meinem Körper nicht mehr folgen. Doch ich warf den Topf so weit ich konnte und schrie auf, als er im Wasser verschwand. Ich hatte ihn. Ich hatte Friedrich Penck am Kragen. Er würde schon sehen.

*

Freitagnacht kletterten wir an den Mauern der alten Kirche empor. Unsere Gesichter waren mit Ruß beschmiert, unsere Körper steckten in grotesken Lumpen. Wir waren zerzauste Aasgeier, die Vorboten des Schwarzen Todes. Wir versteckten uns in dem Gebälk,

das vom Seitenschiff übriggeblieben war, und von wo aus wir unsere Opfer erspähen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Schräg gegenüber, so hieß es, hatte einst die große Orgel gestanden, die die schwedischen Truppen säuberlich zerlegt und abtransportiert hatten. Jetzt war nur noch ein kleines Stück Boden intakt, und es war gefährlich, es zu betreten, es sei denn, man wusste, welche Balken noch trugen.

Die Luft schien voll von nassem Rauch.

Käthe erschien zuerst, genau wie vorhergesehen. Und wie wir es ihr in unserem Brief aufgetragen hatten, ließ sie sich im Schatten der Mauern unter uns nieder. Sie murmelte vor sich hin, und obwohl es bereits zu dunkel war, um genau zu erkennen, was sie trug, konnten wir ihr Parfüm riechen. Wie Lemuren hingen wir über ihr und beobachteten die dunkle Gestalt durch die Ritzen im Gebälk. Sie war eine Seherin, aber die Liebe hatte ihr Werk verrichtet und sie geblendet. Oder vielleicht vermochte sie nur Geister zu sehen, und wir waren zu jung und unsere Herzen schlugen zu wild, als dass sie uns hätte ausmachen können.

Nach fünfzehn Minuten sahen wir den Apotheker über das Moor auf die Kirche zukommen, sein Schatten schwärzer als die Nacht. Seine Schuhe kratzten schon bald über den Steinboden und steuerten auf die Ecke zu, in der Käthe auf ihren Freier wartete.

Einige Sekunden lang konnte ich nichts mehr hören, und selbst wenn sich die Gestalten dort unten bewegt hätten, war ich nicht sicher, dass ich sie hätte hören können, zu laut pochte das Blut in meinen Ohren. Es ist zu finster, dachte ich. Es ist zu finster, ich werde meine Rache versäumen. Ich erhob mich und war bereit, meinen Ausguck zu verlassen.

Da hörten wir die Stimme des Apothekers. »Bist du es wirklich?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Käthe blöde.

Vielleicht wusste der Apotheker sofort, dass er nicht Heidrun

Brodersen vor sich hatte, doch er hielt still. Wir konnten kein Risiko eingehen. Ich gab das Zeichen.

Eine Fackel flammte in Ankes Hand auf, und sie ließ sie in den Raum unter uns fallen, wo trockene Zweige und Stroh, das wir gestern noch aufgehäuft hatten, zu brennen anfangen.

»Nein«, schrie Käthe und hielt den Apotheker fest, der sich aus ihrem Griff zu befreien suchte. »Ich bin doch hier. Ich bin doch bei dir.«

Das Feuer fraß seinen Weg auf das Paar zu, und im flackernden Licht erschienen die Gesichter von uns Mädchen über ihren Köpfen. »Turteltauben fliegt! Spreizt eure Flügel!«, heulten wir. Wir rannten auf den Mauerresten entlang und klopfen mit Bratpfannen auf den Stein.

Schließlich stieß Penck die weinende Frau von sich und rannte davon. »Lauf zu deiner Frau«, schrien wir und lachten den flüchtenden Apotheker aus.

Käthe taumelte hinter ihm her und schrie noch lauter als wir Mädchen. Sie trug ein grünes Kleid, einen Ärmel hatte sie im Kampf mit Penck verloren. Sie drehte sich wie ein Kreisel und konnte uns doch nicht sehen. Das Jenseits spukte um sie herum, aber unsere beschmierten und verzerrten Gesichter vermochte sie nicht zu lesen.

»Käthe«, heulten wir, »Käthe, renn deinem Geliebten nach. Renn wie der Wind, sonst wird er entkommen.« Wir wussten uns in Sicherheit. »Käthe, fang dir einen Kuss.« Wir sprangen von den Mauern und rannten ihr nach, bis wir das erste Haus unseres Dorfes erreichten.

*

Käthe ließ sich eine Woche nicht blicken, und als wir sie wieder auf der Straße sahen, sprangen Worte wie Frösche aus ihrem Mund und hüpfen in jedwede Richtung davon. Niemand konnte sie mehr verstehen, niemand konnte ihre Geschichten deuten.

Doch ich war nicht zufrieden.

Ich hatte mir meine Rache so lange ausgemalt, und ich hatte Penck nicht genug leiden sehen. Ich hatte ihn bei alledem kaum zu Gesicht bekommen.

Eine Woche lang wartete ich auf eine Eingebung, einen Plan. Jeden Tag erschien mir unser Streich kindischer, und ich schämte mich, wenn ich an unsere geschwärzten Gesichter und das alberne Gekreisch dachte, und daran, wie erhaben es sich auf den Mauern der Kirche angefühlt hatte, als die Mädchen in der Dunkelheit darauf gewartet hatten, dass ich das Zeichen gab.

Nach einer weiteren Woche wusste ich, was zu tun war. Bevor ich das Haus am Nachmittag verließ, spürte ich die Hand meines Vaters auf der Schulter. Er war von der Arbeit zurück, der Lastwagen stand vor dem Haus. Zwei Wochen nachdem er wegen des wahren Erben gefeuert worden war, hatten ihn die von Kamphoffs wieder eingestellt. Zu welchen Bedingungen, wollte mein Vater nicht sagen.

Er drehte mich zu sich und zeichnete meine Narben mit einem seiner dicken, rauen Fingern nach. »Sie sind rot«, sagte er. »Warum bist du so aufgeregt?«

»Das geht dich nichts an«, gab ich zur Antwort.

Sein Finger fuhr mir weiter über das Gesicht – eine Spinne, die ihr Netz absuchte. »Wenn ich es nur ungeschehen machen könnte.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ich. »Es ist alles vergeben.«

Auf dem Dorfplatz hatten sich Leute versammelt. Ihre Stimmen schraubten sich in die Höhe, ihre Mäuler waren wässrig, und ich fand bald heraus, was passiert war. Käthe hatte den Gendarmen angegriffen und ihn angefleht, die neun toten Kinder einzusperren, die ihr den ganzen Tag hinterherliefen. Sie hatte Herrn Schürholz in die Hand gebissen, und er hatte sie eingesperrt. Es war ein guter Augenblick, um mein Vorhaben auszuführen, denn am Fenster der Apotheke stand Rosemarie Penck und drückte sich daran die Nase platt.

Die Klingel über der Tür riss sie aus ihren Gedanken, und sie sah mich überrascht an. »Was willst *du* hier? Du bist eine Diebin. Du bist hier nicht willkommen.«

Dieses Mal versuchte ich nicht, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich händigte ihr den Brief aus.

»Was soll das?«, fragte sie.

»Der ist für Ihren Mann«, sagte ich.

»Wer hat ihn dir gegeben?« Sie schaute sich den violetten Umschlag von beiden Seiten an und blickte dann schnell in die Richtung des Hinterzimmers. Ihre Finger zuckten bereits vor Neugierde.

»Das darf ich nicht sagen.«

MARTIN

Heidrun Brodersen war eine reizvolle Frau, fett und sanftmütig, und sie verstand es, den Männern und Jungen in Hemmersmoor die Köpfe zu verdrehen. Wir zerrissen uns stets das Maul über sie, aber wenn sie auf der Straße erschien, mit leichtem Schritt und in eine Parfümwolke gehüllt, standen wir still, als ob eine Gottheit, die wir nicht begreifen konnten, uns berührt hätte. Eine ihrer Vorfahrinnen, so behauptete sie, war als Hexe verbrannt worden, weil sie das Dorf verzaubert und eine verheerende Dürre über Hemmersmoor gebracht habe. Eine Kröte war am Grund des Brunnens gefunden worden, genauso wie die sterbende Frau es prophezeit hatte, und nachdem man sie getötet hatte, strömte das Wasser nach Hemmersmoor zurück.

Heidrun hatte drei Töchter: Heike, Karin und Waltraud, und wir waren hinter ihnen her, versuchten sie auf dem Nachhauseweg anzufassen oder saßen nachts auf Bäumen neben dem Haus und versuchten, durch die Fenster hineinzuspähen. Wenn wir Glück hatten, zog sich eines der Mädchen im Badezimmer aus, ohne den Vorhang des Fensters zuzuziehen. Wir stellten uns vor, dass sie von unserer Anwesenheit wussten und es genossen, sich uns zu zeigen. Heidrun Brodersen hatte große, tönernerne Blumentöpfe auf einer Seite ihres Gartens aufgestellt, und Rosenbüsche kletterten aus ihnen hervor und breiteten sich über die alte Steinmauer aus, die das Grundstück von dem der Hoffmanns trennte. Nachdem wir Blicke auf nackte Schultern und weiße Haut erhascht hatten, brachen wir oft einige der Blüten ab und verstreuten ihre Blätter auf Fensterbänken und den Stufen zur Veranda.

Noch vor einem Jahr hatten wir mit den Mädchen im Wald hinter

der schwarzen Mühle gespielt, aber seither hatten sie sich verwandelt. Wir konnten es sehen und doch nicht fassen. Karin und Waltraud wollten nicht mehr in den Wald geführt werden. Stattdessen warteten sie darauf, nach Groß Ostensen ins Kino oder ins Café eingeladen zu werden. Die Lehrlinge von Brümmers Fabrik fuhren auf ihren Mopeds durchs Dorf, und wir schauten hilflos zu, wie die Mädchen hinter ihnen aufstiegen und die Arme um sie legten. Wir wollten erwachsen scheinen, aber wir hatten keine Motorräder und kein Geld. Stattdessen beteten wir die Brodersen-Töchter des Nachts vor ihren Fenstern an.

»Karin, meine süße Karin«, flüsterte Holger. Seine Hände steckten in der Hose, sein Ast schwankte. Eines Nachts im Oktober fiel er vom Baum, während eine Hand noch immer seinen Schwanz umklammerte, und er brach sich den Arm und das rechte Bein. Christian und ich sprangen zu Boden und bückten uns über den stöhnenden Holger. Wir konnten nicht entscheiden, ob sein Gesicht von Ekstase oder von Schmerz verzerrt war.

»Martin, du könntest an ihre Tür klopfen und um Hilfe bitten«, schlug Christian vor.

»Und was erzähle ich ihnen, warum wir hier sind?«, schalt ich ihn.

Schließlich hoben wir Holger auf und trugen ihn zum Haus von Doktor Habermann, der uns verwünschte, während er sich den Schaden ansah. »Sie hat mich verhext«, erzählte Holger am nächsten Morgen den anderen in der Schule, aber das hielt ihn nicht davon ab, wieder auf seinen Posten zu klettern, sobald ihm der Doktor die Gipsverbände abgenommen hatte.

Waltraud war die jüngste Tochter, und Holger und Christian schworen beide, sie zu heiraten. Ich war weder an ihr noch an Karin interessiert. Ich war unsterblich in Heike verliebt, die so füllig wie ihre Mutter war, leichtblaue Augen und schwere Brüste hatte. Sie war siebzehn, ich vierzehn. Welten trennten uns, auch wenn ich bereits größer war als sie.

Wenn ich Heidrun Brodersen vor einem der Geschäfte sah, lief ich zu ihr hinüber und fragte sie, ob ich ihre Taschen tragen könnte.

»Das ist nett von dir, Martin«, sagte sie, und meine Ohren waren voller Bienen. Vielleicht wusste sie ja, wer da in ihren Garten pisste und nach Dunkelheit in den Ästen der Bäume saß, um ihre Töchter zu begaffen, aber sie ließ es sich nicht anmerken. »Deine Mutter hat mir erzählt, dass du der Klassenbeste bist. Sie ist stolz auf dich«, sagte sie, oder »Ihr Jungen werdet ganz stachelig im Gesicht.«

Ich nahm schweigend ihre Taschen und hoffte, dass mich meine Freunde nicht sehen würden. Heidrun fragte mich nach meinen Plänen, meinen Hobbys, und ob ich schon eine Freundin hätte. Ich stotterte und vernuschelte jedes Mal, und mein Gesicht glühte vor Scham. Wenn ich die Taschen vor ihrer Tür absetzte, fragte sie: »Möchtest du ein Glas Wasser? Oder Schokolade?«

Ich nickte, ja, und rannte trotzdem davon.

*

Peter Brodersen, Heidruns Ehemann, war genauso dick und sanftmütig wie seine Frau, aber ein Esel. Er war beliebt und ein Versager. Er hatte seinen Bauernhof verkaufen müssen, und nachdem er seine Schulden abgezahlt hatte, ging er für den neuen Besitzer als Torfstecher ins Moor.

Wenn die Männer in Fricks Krug ihm ein Bier bestellten, seufzte er. Sein fleischiges Gesicht glühte rot, und er beklagte sich, dass er noch immer die Äcker bestellen und seinen Freunden Korn und Bier spendieren würde, wenn seine Frau ihm nur Söhne geschenkt hätte. »Frauen«, sagte er. »Ich bin von Frauen umzingelt.«

Trotzdem schien es den Brodersens an nichts zu fehlen. Die Kleider der Töchter wirkten stets neu und sauber, und Heidrun Brodersen ging nie ohne einen Hut nach der neuesten Mode aus. Ihre kleinen, plumpen Füße steckten in den feinsten Schuhen. Sie machte etwas her.

Meine Mutter, deren braune Augen ihre harschen Züge etwas abmilderte, wusste nichts Gutes über sie zu sagen. Heidruns Haus war angeblich nicht so sauber, wie es sich gehörte; sie sei trotz ihrer Siege in unserem alljährlichen Bratenwettbewerb keine gute Köchin, und sie schere sich zu viel um den Eindruck, den sie auf die Männer machte. »Für wen macht sie sich so her?«, fragte meine Mutter. Sie litt seit einigen Jahren an Rheumatismus, bandagierte sich die Beine und war die einzige Frau in unserem Dorf, die Hosen trug. »Hinter wem ist diese Frau her?«

Im Winter verließen wir unseren Posten und sahen Heidrun, die jedes Jahr um die Weihnachtszeit krank wurde und im Haus blieb, nur selten im Dorf. Nach dem ersten Schnee, wenn wir mit Sehnsucht draußen vor dem Küchenfenster standen und den Brodersens dabei zusahen, wie sie Kartoffeln oder Suppe aßen, pinkelten wir Herzen in die Blumentöpfe, Zeichen unserer unsterblichen Liebe und Lust.

Peter Brodersen schien derweil in einer üblen Laune. Seine Frau lag krank zu Haus, und er war allzu oft in Fricks Krug. Obwohl er immer knapp bei Kasse war, trank er mit jedem, der ihm bis in die frühen Morgenstunden Gesellschaft leisten mochte.

»Er vertrinkt die Aussteuer seiner Töchter«, sagten die Leute in Hemmersmoor. Die Frauen redeten in der Bäckerei über ihn und schüttelten die Köpfe. »Er ist ein Nichtsnutz. Seine Frau hat das Fieber, und wer kümmert sich um Waltraud, Karin und Heike? Was sitzt er die ganze Nacht bei Fricks? Er sollte zu Hause sein und sich um seine Familie kümmern.«

Die Männer in Hemmersmoor waren auf Peters Seite. Wann immer die Frauen in der Bäckerei zu laut wurden, kam Bäcker Meier in den Laden und schimpfte. »Er ist ein anständiger Kerl«, rief er dann. »Dumm, aber anständig. Heidrun kann sich keinen besseren Mann wünschen.« Mein Vater leistete Peter nach seinen nächtlichen Runden oft Gesellschaft, und auch der Apotheker, Herr Penck, wusste

nur Gutes über Peter zu sagen. »Er hat einen guten Charakter. Das Schicksal hat ihm übel mitgespielt, aber er hat sich nie beschwert.«

Wir Jungen scherten uns einen Dreck um Peter. Wir konnten uns nicht vorstellen, wie ein solcher Esel drei so schöne Töchter haben konnte, und je weniger wir von ihm sahen, desto besser.

*

Im Frühling erschien Heidrun wieder in ihrem Garten und pflanzte Blumen. Sie wirkte nach ihrer langen Krankheit dünner, sah aber nicht abgemagert, sondern so bemerkenswert wie immer aus. Als sie das erste Mal in die Bäckerei kam, trug sie einen grünen Hut mit Federn und Strasssteinen, und schon am Nachmittag zerrissen sich alle Frauen im Dorf darüber das Maul. Aber etwas hatte sich in diesem Winter gewandelt, und als Heidrun einen neuen Rosenbusch in einen neuen Topf in ihrem Garten pflanzte, hielt niemand an, um mit ihr zu sprechen. Niemand beglückwünschte sie zu ihrem grünen Daumen.

Die wenigen Haare an meinen Wangen und meinem Kinn waren mittlerweile lang genug, dass man sie einen Bart nennen konnte, und eines Nachmittags lief ich Heike hinterher und rief ihren Namen.

Sie drehte sich zu mir um, eine blühende Sommerlandschaft. Sie hatte jetzt einen Freund, einen zwanzigjährigen Fabrikarbeiter, der einen alten Opel fuhr. »Hallo Martin«, sagte sie.

»Ich ... Ich wollte dich fragen. Weißt du, der Jahrmarkt kommt bald nach Hemmersmoor, und vielleicht möchtest du hingehen.«

Ihre Augen, die so blass waren, dass sie sogar im Dunkeln zu tränen schienen, blinzelten ein paar Mal, als ob ich aus Butterbrotpapier gemacht sei, und sie Schwierigkeiten hätte, mich zu erkennen. »Das geht nicht«, sagte sie.

»Gehst du mit Rüdiger?«, fragte ich.

Sie lächelte. »Ja.«

Ich trat näher auf sie zu, und bevor sie sich abwenden konnte, drückte ich ihr einen Kuss auf die Lippen.

»Was war das?«, fragte sie mit einem ausdruckslosen Gesicht.

»Ein Kuss«, sagte ich blöde.

»Ich würde gerne tanzen gehen«, sagte sie. »Warum fragst du mich nicht einmal?« Dann drehte sie sich um und ließ mich stehen. Ich musste einige Minuten warten, bevor ich meine Beine wieder spüren konnte. Meine Hände waren eiskalt und feucht. Ich konnte den Rest des Tages nichts essen.

Als meiner Mutter berichtet wurde, dass ihr Sohn mit Heike gesprochen hatte, hielt sie mir eine lange Andacht. Die Brodersen Töchter seien nichts für Jungen wie mich. Und Heike im Besonderen sei zu alt und erfahren.

»Ja, genau«, hätte ich gerne gerufen, aber ich hielt mich zurück. Jeglicher Widerspruch hätte meine Mutter verstimmt und nur dazu geführt, dass sie noch länger sprechen würde. Am Abend erzählte sie alles meinem Vater. Er seufzte und sagte: »Deine Mutter hat recht. Die Brodersens sind keine schlechten Menschen, aber du solltest einem älteren Mädchen nicht hinterherlaufen.«

»Das ist alles?«, sagte meine Mutter. »Das ist alles, was du zu sagen hast?«

Mein Vater war ein untersetzter Mann, mit roter Haut und rotem Haar, und seine Hände, obwohl sie klein erschienen, konnten auch dem stärksten Mann die Luft abdrücken. »Er ist jung«, sagte er. »Er wird sie nicht gleich heiraten.«

Meine Mutter japste und blickte finster drein. »Ihr haltet alle zusammen,« sagte sie dann. »Du und Penck und die anderen. Kauft dem alten Säufer Schnaps, damit er dichhält. Denk nur nicht, dass ich keine Ahnung hab, was hier vor sich geht.«

*

Vielleicht verstopfte die Liebe zu Heidruns Töchtern uns Jungen die Ohren, sodass wir die Gerüchte, die in Hemmersmoor herumgingen, nicht mitbekamen. Vielleicht waren die Klagen der Frauen im Dorf

schon immer mehr als nur Klatsch gewesen, und wir hatten nur ihre Bedeutung nicht erfasst. Vielleicht war es Eifersucht, die schließlich zur Konfrontation führte, oder vielleicht war es Geld, aber alles, an was ich mich erinnern kann, ist Heidruns grüner Hut mit den Federn, die zu jedem ihrer Schritte im Takt wippten. Was auch immer das gefährliche Gleichgewicht in Hemmersmoor zerstörte, wir sahen es nicht kommen.

Am 2. August war das Wetter schwül und der Himmel bleiern. Alle schienen nervös zu sein, und meine Glieder schmerzten ständig, weil ich noch immer wuchs. Ein paar von uns standen auf dem Dorfplatz und rauchten, als Käthe Grimm meinen Vater in die Hand biss. Sie war eine Geisterseherin, und in den letzten Wochen hatte sie sich besonders schlimm benommen. Einen Tag erschien sie in einem teuren Kleid und stank nach Parfüm, am nächsten schrie sie, dass tote Kinder sie verfolgten. Sie hatte heute meinen Vater angefleht, die Geister einzusperren, und als er sie endlich nach Hause führen wollte, weil immer mehr Leute um sie herumstanden und Käthe auslachten, war sie über ihn hergefallen.

Wir schrien auf Käthe ein, als Rosemarie Penck, die Frau des Apothekers, plötzlich aus ihrem Geschäft gerannt kam. Sie kämpfte sich ihren Weg durch die Menge, um besser sehen zu können, dachten wir. Aber sie wollte nichts von Käthe. Stattdessen blieb sie vor Heidrun Brodersen mit ihrem grünen Kleid stehen, holte aus und schlug ihr ins Gesicht.

Käthes Geschrei ließ nicht nach, aber niemand außer meinem Vater, dessen Hand blutete, kümmerte sich mehr um sie. Frau Penck war schwächling, und wir staunten über ihre unbeholfene Wut. Es sah einfach zu komisch aus, wie die kleine Frau Penck auf Heidrun, die zwei- oder dreimal so groß war wie sie, einschlug.

Frau Penck trug ihren weißen Kittel und eine goldgerahmte Brille; ihre ohnehin schon hohe Stimme kletterte um eine volle Oktave nach oben. »Hure, Hure«, schrie sie. »Wie kannst du nur so durch

Hemmersmoor laufen? Wie kannst du nur die Menschen verspotten, die dich und deine Kinder durchfüttern? Du Hure.«

Wir hielten den Atem an. Wir erwarteten, dass Heidrun diese Tirade mit einem Schlag ihrer fetten Arme beenden würde. Doch sie rührte sich nicht, als Frau Penck erneut zuschlug und noch einmal. Sie hielt still, schon bald blutete ihr die Nase und spritzte rote Flecken auf Frau Pencks weißen Kittel. Sie hielt still, bis die Wut und der Arm der Apothekersfrau erlahmten.

Die Frauen standen sich gegenüber, und Frau Penck atmete schwer, während Heidrun ihre Nase mit dem Ärmel des grünen Kleides betupfte. Schließlich fing Frau Penck leise zu weinen an. Heidrun trat vorsichtig näher, und die Apothekersfrau duldet die kleinen, fetten Hände auf ihren Schultern. So standen sie beieinander, und sie beide weinten, bis Frau Penck davonlief.

Als ich beim Abendessen von diesem Schauspiel berichtete, starrte meine Mutter erst mich und dann meinen Vater an und löffelte schweigend und sehr aufrecht sitzend ihre Suppe. Ihr bohrender Blick verhieß nichts Gutes. Mein Vater zuckte mit den Achseln und sagte nichts. Erst Stunden später, nachdem meine Mutter zu Bett gegangen war, kam er zu mir und sagte: »Einige Sachen sind so kompliziert, dass man über sie nicht reden kann. Heidrun hat vielleicht etwas Unrechtes getan, aber wir sollten sie nicht verurteilen ohne ...« Hier brach er ab und verließ mein Zimmer.

Die nächsten zwei Wochen sahen wir Heidrun Brodersen nicht. Und wir sollten den grünen Hut überhaupt nie wiedersehen. In jenem langen und sehr heißen Sommer verdarb eine neuartige Stille das Leben in unserem Dorf. Man konnte die Stille spüren, sobald man in die Bäckerei kam und in die Gesichter der Frauen blickte. Man konnte sie in Fricks Krug sehen, wo Peter nun ständig allein hockte, obwohl ein neues Glas Bier vor ihm auftauchte, sobald er das alte geleert hatte. Doch keiner der Männer wollte ihm auf die Schulter klopfen oder sich gar zu ihm setzen. Man musste ja an seine eigene Familie denken.

Die Stille wuchs und quoll wie der Brei in dem Märchen der Gebrüder Grimm, bis sie eines Tages unser Dorf zu ersticken drohte. Frau Penck war nicht die Einzige, die ihrem Ehemann mit misstrauischen Blicken folgte, und die Frauen in Hemmersmoor standen immer häufiger auf der Straße zusammen, und doch gaben sie keinen Mucks von sich. Sie schwitzten, die Mücken fielen über sie her, doch sie blieben stumm.

Aber eines Tages war diese Stille vorüber. Ohne dass sich etwas Neues ergeben hatte, hörten wir Heidruns Namen nun an jeder Straßenecke. Anfangs war es nur wie ein leises Summen, doch jeden Tag wurde es lauter. Sobald wir das Haus verließen, drehten sich alle Gespräche um Heidrun, und die Frauen hielten sich mit ihren Verdächtigungen nicht mehr zurück. Sie tuschelten und bald diskutierten sie lautstark, warum denn Peters Glas stets gefüllt vor ihm stand, und warum Heidrun sich zur Weihnachtszeit nicht im Dorf sehen ließ. Ihre Stimmen waren überall zu hören, und oft wurde Heidruns Name nun in einem Atemzug mit dem von Helga Vierksen genannt, deren Haus wir vor Jahren niedergebrannt hatten und deren ganze Familie auf unserem Friedhof verscharrt lag.

Heidrun ließ sich während dieser Zeit nicht mehr im Dorf blicken. Sie besuchte auch die Bäckerei nicht mehr, stattdessen erledigten ihre Töchter die Einkäufe. Wir Jungen warteten vor den Geschäften auf sie und kämpften um das Recht, ihre vollen Taschen tragen zu dürfen, aber unsere Mütter sahen uns mit hasserfüllten Augen an, und wir hielten uns zurück.

Ich war verzweifelt. Rüdiger, Heikes Freund, ging mit einer Neuen, und meine Stunde schien gekommen. Doch wie sollte ich jetzt an Heike herantreten, ohne den Zorn meiner Mutter auf mich zu ziehen? Nachts lag ich wach und versuchte, mir Mut zuzureden.

Zwei Wochen vor Schulbeginn sahen wir Heidrun Brodersen zum letzten Mal. Der Sommer schleppte sich mühsam voran, alle im Dorf schienen auf einen Sturm oder ein Gewitter zu warten und blickten

jeden Tag in den Himmel, der niedrig und schwefelgelb über dem Dorf lag und nicht aufbrechen und sich über uns ergießen wollte.

Aber niemand war auf die vier uniformierten Polizisten gefasst, die eines frühen Morgens mit meinem Vater das Haus der Brodersens betraten und Heidrun verhafteten. Schon bald war das ganze Dorf auf den Beinen und versammelte sich auf der Straße. Die Menge lachte, als Heidrun in Handschellen abgeführt wurde, manche verhöhnten sie lauthals, doch niemand verstand so richtig, was vor sich ging, als die Polizeibeamten in Heidruns Garten traten.

Sie leerten die Blumentöpfe, einen nach dem anderen, in die wir Jungen noch im vorigen Winter gepinkelt hatten, rissen die Rosenstöcke heraus und wühlten in der Blumenerde herum. Das Dorf hielt den Atem an, und gegen Mittag lagen neun kleine Skelette fein säuberlich geordnet und aufgereiht am Boden.

Alle im Dorf gaben sich entsetzt. Und niemand sprach mit der Polizei. Wir gaben nichts preis.

»Die Kinder waren alle von Peter, jedes einzelne«, sagte meine Mutter eines Abends in die Stille am Abendbrottisch. »Das hat sie den Beamten erzählt. Warum sollte sie lügen, in so einem Fall?« Ihre Stimme war schrill, und sie sprach viel zu laut. Es war ihr wichtig. Mein Vater nickte.

Zwei Tage bevor die Polizei in unser Dorf kam und mit Vater zum Haus der Brodersens fuhr, hatte ich mir endlich ein Herz gefasst und Heike zum Tanz eingeladen. Mir war vor Nervosität so übel, dass meine Stimme viel zu schroff klang, aber ich brachte die Worte in einem Rutsch und ohne zu stottern heraus. Davon selbst überrascht, wartete ich mit weit aufgerissenen Augen auf ihre Antwort.

Zwei Tage nach der Verhaftung ihrer Mutter verließen sie, ihr Vater und ihre Schwestern das Dorf in Richtung Hamburg. Es hieß, dass Peter einen Vetter in der Stadt hätte, der ihm Arbeit auf einer Werft verschaffen würde. Christian und ich gingen an jenem Nachmittag zur Droste hinunter und warfen Steine in das brackige Was-

ser. Immer größere Steine gruben wir aus dem Matsch und schleuderten sie fort, und fast traf ich Christian mit einem besonders großen Stein, weil ich vor Tränen nichts mehr sehen konnte.

Heike hatte etwas gezögert, bevor sie Ja sagte, und dann hatte sie die Augen zusammengekniffen, und ein Lächeln hatte ihre Lippen geöffnet. Ich hatte auf diese kleine Öffnung geschaut und war von einer ganz neuen, noch undeutlichen Angst ergriffen worden. Ich hatte meinen Eltern mit dem Tanz in den Ohren gelegen, ohne ihnen zu erzählen, welches Mädchen ich gefragt hatte, und sie hatten schließlich eingewilligt, mir einen neuen Anzug zu kaufen. Ich hatte die ganze Nacht wachgelegen und mich gefragt, wie ich Heikes Herz gewinnen sollte, ohne jemals einen Fuß auf den Tanzboden gesetzt zu haben.

Doch ich trug den Anzug nicht ein einziges Mal in jenem Sommer und auch nicht im folgenden Herbst, und im nächsten Jahr war er mir bereits zu klein geworden. Im rechten Arm war irgendwann ein Mottenloch.

ANKE

Linde und ich hatten als Kinder Matschkuchen in der Sandkiste hinter unserem Haus gebacken. Als Fünfjährige hatten wir auf unserer alten Mähre reiten gelernt, und ein Jahr später waren wir zusammen eingeschult worden. Ich liebte sie so sehr, dass ich als Kind, anstatt in den Spiegel zu schauen, Linde anblickte, um mich zu sehen. Wir waren fünfzehn, als im Frühling der Fluch der unseligen Bettelfrau das Dorf heimsuchte und Neugeborene und junge Kinder tot aufgefunden wurden.

Lindes Gesicht war seit einem Missgeschick vor zwei Jahren von feinen Narben entstellt, die ihr Gesicht glühen ließen, wenn sie im Garten arbeitete oder zornig wurde. Doch sie hatte grüne Augen, die sogar im Dunkeln voller Licht schienen. Ihre Nase war groß und wohlgeformt, und ihr Haar schimmerte kastanienbraun. Sie war eine gute Schülerin, und ihr Vater, der sich auf dem Gut der von Kamp-hoffs um die Gärten kümmerte, sagte jedem, der es hören wollte, dass sie es einmal weit bringen würde.

Nur die Jungen im Dorf wurden zuerst auf mich aufmerksam und sprachen mich zuerst an. Meine Eltern nannten mich hübsch, Jens Jensen warf mir Kuschhände zu, wenn ich an ihm vorüberging, und an dem Abend, als Ernst Habermann mich hinter dem Haus meiner Eltern küsste, dämmerte es mir, dass ich meiner Freundin entwachsen war. Ich hatte neue Reichtümer entdeckt. Aber wenn ich auch meine schwesterlichen Gefühle für Linde verlor, so nahm meine Zuneigung zu ihr noch zu. Vor ihren flehenden Augen öffnete ich meine Schatztruhe und berichtete von meinen Abenteuern. Ich hängte mir die Küsse der Jungen wie Juwelen um den Hals.

Als Ernst mich im Juli zum Tanzen einlud, kaufte mir meine Mutter ein himmelblaues Kleid und weiße Schuhe. Sie war aufgeregter als ich, ich war schließlich ihre einzige Tochter. Freitagnacht flocht sie mir das Haar, zog neue Strümpfe aus ihrer Kommode und strich mir Rouge auf die Wangen und umrandete meine tränenden Augen mit Kajal.

Eine Fremde starrte mich aus dem Spiegel an Mutters Bettseite an, jemand, der lachhaft und gleichzeitig atemberaubend aussah. Ich stand entsetzt im Schlafzimmer meiner Eltern. Ich fürchtete, dass ein falscher Schritt oder eine plötzliche Bewegung die Erscheinung im Spiegel zerstören könnte. Wenn es mir möglich gewesen wäre, hätte ich mein Herz angehalten.

Meine Mutter umarmte mich vorsichtig und küsste meine Hände. Sie war sehr dünn, hatte einen leichten Rundrücken, ihr Gesicht war verhärtet. Doch unser Haar hatte denselben dunkelbraunen Glanz. »Vergeude deine Zeit nicht mit hübschen Gesichtern«, flüsterte sie eindringlich. »Sei klug. Nur ein Mann, zu dem du aufschauen kannst, lohnt die Mühe. Lass dich nicht von ihrem Aussehen blenden, Schönheit verfliegt. Dein eigener Vater sah nicht nach arg viel aus, aber er weiß für eine Familie zu sorgen.«

»Ernst kommt aus einer guten Familie«, sagte ich. »Er möchte Arzt werden, genau wie sein Vater.«

»Schön«, sagte meine Mutter. »Aber sieh dich vor. Wenn er nach seinem Vater kommt, wird er auf dich herabschauen. Dein Vater hat keinen Schulabschluss, er ist ein Bauer. Heute siehst du hübsch aus, heute mag er denken, dass er in dich verliebt ist. Aber er wird das Dorf verlassen und weißt du, ob er dich mitnehmen wird?«

»Er hat mich gern«, sagte ich.

»Wir werden sehen, wie gern er dich hat. Lass dich auf nichts ein. Du wirst nichts mehr wert sein, wenn er gleich bekommt, wonach ihm der Sinn steht.«

Die Ermahnungen meiner Mutter beunruhigten mich, obwohl sie

hohl klangen. Diese Person, die mit ihrem blauen Kleid und den weißen Schuhen im Spiegel stand, konnte alles haben und alles geben. Nichts war zu gut für sie, nichts konnte ihr vorenthalten werden.

Bevor Ernst mich abholte, kam Linde zu uns nach Hause. Sie strahlte mich an. »Oh, du siehst so hübsch aus«, sagte sie und trat von der Tür zurück, um mich anzuschauen. »Anke, du siehst ... alt aus.« Sie kicherte, und ich musste lachen. »So ganz erwachsen. Und schau mich nur an«, fügte sie hinzu. »Ich bin das hässliche Entlein.« Das Licht in ihren Augen verdunkelte sich für einen Moment, bevor es wieder hell aufschien. »Aber weißt du was? Ich werde nächstes Jahr aufs Groß Ostensener Gymnasium gehen.«

Ich ergründete diese Neuigkeit hinter einem Lächeln und versuchte zu entscheiden, ob ich sie ohne Bitterkeit zu schlucken vermochte. »Dann hast du also das Stipendium bekommen?«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen.

»Ja. Herr Brinkmann hat mich den von Kamphoffs empfohlen, und ich werde nächste Woche zu einem Gespräch aufs Gut hinausfahren. Wenn ich einen guten Eindruck mache, sagt Herr Brinkmann, werden sie für meine Bücher und Kleider bezahlen, bis ich das Abitur mache.«

»Dein Vater hat es wirklich verdient«, sagte ich.

Ein Schatten zog ihr übers Gesicht. »Er dachte, ich würde es nicht bekommen.«

»Warum denn?«

»Ein andermal«, sagte sie und sah schnell zu meiner Mutter hinüber, die hinter mir in der Tür stand.

»Wunderbar«, sagte ich. »So werd ich dich also bald verlieren.«

»Unfug. Ich werde doch im Dorf wohnen bleiben. Und du wirst viel zu viel mit den Jungen zu tun haben, um mich zu vermissen.« Sie zwinkerte mir zu und rannte davon. »Hab viel Spaß heute Nacht.«

Am Ende des Abends war Linde ganz vergessen. Die seltsame Person, die meine Mutter in ihrem Schlafzimmer erschaffen hatte, war

ein Erfolg, und als mich Ernst nach Mitternacht nach Hause begleitete, zog er mich auf den Spielplatz unserer Schule und hob mich auf eine der Schaukeln. Seine Finger krabbelten wie Tausendfüßler an meinen Beinen hinauf und kitzelten mich, dass ich lachen musste.

»Bin ich ein Trottel?« Seine Stimme war plötzlich ganz flach und leise.

Ich sprang von der Schaukel. »Albern bist du«, sagte ich, ohne nachzudenken. Ich verstand meine Rolle auch Proben.

»Kann ich es noch einmal versuchen?«, fragte er.

»Vielleicht.« Ich rannte auf die Straße. Ernst holte mich vor dem Haus meiner Eltern ein und drückte mir einen Kuss in den Nacken. Ich hatte gewonnen, aber meine Kräfte hingen von dem Jungen ab, der sie mich haben ließ. Ich war gespannt auf das, was kommen würde.

*

Am Mittwoch drauf bat Linde mich, sie zu ihrem Gespräch im Großen Haus zu begleiten. Ich willigte ein und freute mich darauf, einen Blick ins Gutshaus werfen zu können. Seit ich ein kleines Mädchen gewesen war und mit Puppen gespielt hatte, war ich nicht mehr zu den von Kamphoffs hinausgefahren. Ich musste Mutter hoch und heilig versprechen, ihr später alles genauestens zu beschreiben. Wie sah die neue Herrin des Gutes aus? Was trug sie? War sie noch immer eine dumme Trine?

Das ganze Dorf war im Frühjahr zur Hochzeit von Rutger von Kamphoff und Anna Frick eingeladen worden, doch meine Eltern hatten Fricks Krug seit Broders Tod nicht mehr betreten und waren auch zu dieser Gelegenheit nicht erschienen. »Die von Kamphoffs hätten sie nicht einmal zur Hintertür eingelassen«, sagte meine Mutter, »wenn ihr der Rutger nicht den Bauch vollgemacht hätte. So ein abgefemtes Luder.« Sie hatte recht. Annas Bauch war so angeschwollen, dass sie in ihrem weißen Kleid ganz unmöglich aussah und nicht

einmal recht mit dem Bräutigam tanzen konnte. Der alte Frick hatte sich aber nicht lumpen lassen und die größte Hochzeit ausgerichtet, an die sich die Leute in Hemmersmoor erinnern konnten. Jedes Mädchen im Dorf hätte ihre Seele an den Teufel verkauft, um Annas Platz an Rutgers Seite einzunehmen.

Der Chauffeur der von Kamphoffs holte uns bei Linde zu Hause ab. Die Kinder auf der Straße gafften uns an und zeigten auf uns. Es geschah nicht oft, dass so ein Auto durch unser Dorf kam. Linde war stolz und nervös und biss sich auf die Lippen, bis ich sie dafür ausschimpfte. Blut tropfte auf das Taschentuch, das ich ihr reichte.

»Was hast du zu befürchten?«, fragte ich. »Dein Vater hat ihnen treu gedient.«

»Das ist es ja gerade.« Wieder huschte ihr ein Schatten übers Gesicht. Und dann erzählte sie mir, wie sie vor zwei Jahren den wahren Erben der von Kamphoffs im Labyrinth gefunden hatte und dass ihr Vater entlassen worden war, nachdem sie ihm alles gebeichtet und er die von Kamphoffs informiert hatte. »Und erst nach zwei Wochen haben sie ihn wieder eingestellt«, sagte Linde. »Er fürchtet, dass sie die Geschichte nicht vergessen haben.«

»Der wahre Erbe? Dann sind die Geschichten nicht erlogen?«, fragte ich.

»Du darfst niemandem davon erzählen. Auch deiner Mutter und deinem Vater nicht. Schwör es mir.« Ihr Gesicht verfinsterte sich, ihre Narben färbten sich hellrot. »Absolut niemandem.«

»Dein Gesicht...«, sagte ich. »Ist das...kommt das...?«

»Schwör es mir!«, fuhr sie mich an, ohne meine Frage zu beantworten.

Ich schwor, und sie schien sich etwas zu beruhigen. Doch wir schwitzten auf den Ledersitzen und waren zu eingeschüchtert, um den Fahrer zu bitten, die Fenster zu öffnen. Er war ein junger Mann – wir hatten ihn noch nie gesehen – und er trug eine Uniform, die so schwarz wie das Auto war, und eine beschirmte Mütze.

Die letzten hundert Meter schien die Limousine aufs Große Haus zuzugleiten. Das Gut lag auf dem Hügel, den der Riese Hükklüt zurückgelassen hatte, als er im Moor versunken und gestorben war. Obwohl wir wussten, dass es nur eine Legende war, machte es das Gutshaus noch beeindruckender. Das Gebäude war größer als unsere Schule, größer noch als unsere Kirche, und die Ziegel waren gelb gestrichen. Und ganz so, als ob wir hohe Herren wären, wurden wir zum Vordereingang hinaufgefahren. Der Fahrer stieg aus und öffnete uns die Türen.

An der Treppe wurden wir von einer alten Frau in einer Dienstmädchenuniform begrüßt, die uns versicherte, dass unsere Gastgeber sich bald zu uns gesellen würden. Sie führte uns die Stufen zum Eingang hinauf, dessen Flügeltüren höher als das Haus meiner Eltern schienen. Von der Eingangshalle geleitete sie uns in einen Raum, der wohl als Wartezimmer diente. Meine drei Brüder hätten einander auf die Schultern klettern können, ohne die Decke zu berühren, und das Zimmer war vier- oder fünfmal so groß wie die gute Stube meiner Eltern. Licht strömte durch die mannshohen Fenster.

Sobald das Dienstmädchen uns verlassen hatte, öffnete sich eine Tür am anderen Ende des Zimmers, und Anna Frick, die nun Frau von Kamphoff war, trat mit ihrer Tochter im Arm ein. Sie schien durch unsere Anwesenheit verwirrt zu sein, und einige Augenblicke lang starrte sie uns an, als ob wir Geister wären. Ihr Hemd stand offen, und ihre kleine Tochter brabbelte herum.

»Du meine Güte«, sagte Anna. »Oh, oh. Ich glaube, ich, verdammt ... Ich dachte nicht ... weiß Rutger ...?« Dann breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, das runder war, als ich es in Erinnerung hatte, und teigig wirkte. »Sieh mal an, Linde und Anke. Ihr seid für das Gespräch hier?«

Linde machte einen Knicks, als ob wir nicht alle zusammen die gleiche Schule besucht hätten. »Guten Tag, Frau von Kamphoff.«

Aller Ausdruck wich aus Annas Gesicht, bis es plötzlich vor La-

chen explodierte. »Ich bin's, Mädchen, erinnerst du dich nicht mehr an mich?« Sie trat auf uns zu und schaukelte ihr Kind in den Armen. »Sie hat gerade getrunken«, erklärte sie. »Ich warte auf ihr Bäuerchen.« Sie drehte sich zur Seite, wie Mütter es gerne tun, um uns einen guten Blick auf das Mädchen zu geben. Die Kleine hatte dünnes, blondes Haar und ein Gesicht, das einer Kartoffel glich. Meine mütterlichen Instinkte waren noch nicht erwacht, und ich fand es schwer zu begreifen, warum Lindes Gesichtsausdruck sich wandelte, und ihre Augen strahlten, als ob sie einen himmlischen Schatz erblickt hätte.

»Wie reizend«, rief sie aus.

»Ist sie nicht entzückend?« Anna blickte auf ihre Tochter hinab, und ihr Gesicht nahm etwas von ihrer alten Schönheit an. »Möchtest du sie halten? Charlotte, sag Hallo.«

Ich bemerkte erst, dass Anna zu mir und nicht zu Linde gesprochen hatte, als sie mir das Baby in die Arme zwang. Ich sah mir das kleine Bündel an und wiegte es ganz so, wie Anna es getan hatte, und das Kind streckte die Arme aus und quietschte.

»Sie ist eine solche Herzensbrecherin«, lachte Anna mit offensichtlichem Vergnügen. »Sie würde sogar die Bettelfrau bezaubern.« Schnell hielt sie sich eine Hand vor den Mund. »Ich sehe mich besser vor«, flüsterte sie. »Das Dorf ist ganz beunruhigt, nach dem, was den Kindern zugestoßen ist.«

Die Bettlerin und der Fluch, mit dem sie die Kinder in Hemmersmoor belegt hatte, war seit Winterende in aller Munde. Viele junge Mütter waren um ihren Nachwuchs besorgt. »Es ist einfach schrecklich«, sagte Linde.

Anna seufzte und wechselte das Thema. »Ich sehe überhaupt niemanden mehr. Mit dem Baby und den feinen Leuten, die aus Bremen herüberkommen, und den Soireen. Dieses Haus scheint überhaupt nicht zu Hemmersmoor zu gehören. Es ist seine eigene kleine Welt. Wir machen unsere eigene Zeit hier – aber habt keine Sorge, ich

gehöre noch nicht ganz zu ihnen.« Sie sprach von ihrem neuen Zuhause mit einer leisen Stimme, als ob uns jemand belauschen könnte. Ihre Füße waren nackt und rosafarben. »Lasst mich Rutger holen gehen«, sagte sie schließlich und schritt in die Halle hinaus.

Ich hielt Charlotte noch immer in den Armen, und ich habe mich seitdem oft gewundert, warum Anna ohne ihr Kind fortging. War sie eine schlechte Mutter? Oder handelte sie einfach leichtsinnig und ohne nachzudenken? Ich komme stets zum gleichen Schluss, dass ihre Gedankenlosigkeit gar nichts bedeutete. Sie kannte uns gut, wir kamen aus demselben Dorf. Wir kamen alle aus Hemmersmoor und waren dazu bestimmt, Mütter zu werden. Anna hatte sich nicht ausmalen können, dass Charlotte nach meiner Brust greifen und an meiner Kette ziehen und ich aufschreien und loslassen würde. Charlotte fiel zu Boden.

Linde erschrak, bückte sich dann schnell und griff das Kind, das sofort zu schreien anfang. Je mehr Linde versuchte, es zu beruhigen, desto lauter schrie es. Schon bald erschien das alte Dienstmädchen in der Tür, hinter ihr Rutger von Kamphoff und Anna.

»Ach, ach, was hat denn mein kleiner Liebling?«, gurrte sie. »Sieh doch, ich bin schon wieder da.« Anna nahm das Kind entgegen und wiegte es sanft. Doch das Geschrei wurde nur noch lauter. Anna trug ihre Tochter zu einem Tisch, der vor den großen Fenstern stand und sang: »Bist du nass, meine kleine Charlotte, bist du nass?«

Ich dachte, dass der Schrecken vorbei sei, und begann aufzuatmen, aber gerade, als sich Rutger zu Linde umwandte, um sich vorzustellen, schrie Anna: »Was ist passiert?« Als ob jemand sie gebissen hätte, wick sie vor ihrem Kind zurück. Charlottes Arm baumelte in einem seltsamen Winkel an ihrer Seite.

»Was habt ihr mit ihr gemacht?« Anna drehte sich zu uns um, sie verlangte eine Antwort.

Was ich als Nächstes tat, änderte, wer ich gewesen war und wer ich sein würde. Ich brach in Tränen aus und dachte an Ernst Haber-

mann, wie er käme, um mich zum Tanz abzuholen. Würde ich ihm erzählen, was passiert war? Und wie würde ich meiner Mutter das Große Haus beschreiben, ohne zu erwähnen, wie ich Schande über mich und uns gebracht hatte? Ich sah bereits, wie sich ihr Gesicht vor Enttäuschung verdunkelte.

Als meine Lippen sich endlich öffneten, um Worte für meine Sünde zu finden, erschien nur ein einziges Wort klar in meinem Geist. Nur ein einziges, und ein dunkler Instinkt raunte mir zu, dass es das rechte war. »Linde ...«, sagte ich, dann nichts mehr.

*

Ob ich versuchte, auf unserer Heimfahrt mit Linde zu reden, oder ob sie zu mir sprach, kann ich nicht sagen. Es scheint mir, dass wir sehr lange im Fond der Limousine saßen, in vollkommener Stille. Ich starrte aus dem Fenster und ließ meinen Blick nicht zu meiner Linken schweifen, wo Linde tief in ihre Ecke gesunken war.

Ich habe vergessen, wen wir überholten oder wer auf dem Moor und in den Feldern arbeitete. Ich erinnere mich nur an das gelbe Licht, das so zähflüssig wie Honig war, und an meine Beine, die an den Ledersitzen festklebten. Ich erinnere mich an die Heimfahrt, als ob wir zugleich viel zu schnell fuhren, zu schnell, dass ich auch nur einen Gedanken festhalten könnte, obwohl es auf unseren Feldstraßen kaum möglich war, schnell zu fahren.

Linde hatte nicht protestiert, zu natürlich war meine Reaktion gewesen. Alles, was sie zu ihrer Verteidigung hätte sagen können, hätte falsch geklungen, hätte ihre Lage nur verschlechtert. Sie hatte ihre Schuld schweigend akzeptiert. Im Wagen der von Kamphoffs ängstigte mich dieses Schweigen, aber es fiel mir nicht ein, mich zu entschuldigen.

Ich wurde zu Hause abgesetzt, der Chauffeur hielt mir die Tür auf. Linde sah mich nicht an. Ich lief am Abend zu ihrem Haus hinüber, aber ihre Mutter sagte, dass sie schon schlief. Linde mied mich den

Rest des Sommers, und während mein schlechtes Gewissen langsam von Ernsts Liebesbezeugungen überlagert wurde, gab ich mich der Rolle einer Erwachsenen hin. Die Liebe fühlte sich gut an.

Und doch hätten Linde und ich womöglich wieder Freundinnen werden können, wäre im Herbst nicht etwas Einschneidendes passiert. Im Oktober nahm mich Herr Brinkmann zur Seite und sagte, dass ich das Stipendium der von Kamphoffs erhalten würde. Rutger selbst war es gewesen, der mich vorgeschlagen hatte. Er vertraute Herrn Brinkmann an, dass meine ehrliche Anteilnahme am Versagen meiner Freundin und an Charlottes Unglück ihn berührt habe. Er hatte meine Zeugnisse zu sehen verlangt und sah in mir die ideale Kandidatin. Hier brach Herr Brinkmann ab und räusperte sich und schwieg dann. Ich brauchte das strahlende Gesicht meiner Mutter nicht zu sehen, um in dem Schweigen meines Lehrers größere, noch ungedachte und ungesagte Versprechen zu hören.

Ich nahm das Stipendium an. Es war für Linde verloren; ich sah keinen Nutzen, es abzulehnen.

LINDE

Das neue Jahr zwang Hemmersmoor in die Knie und fror die Droste ein, sodass die Torfstecher die vielen Kanäle des Moores nicht befahren konnten. Im vorigen Sommer war Heidrun Brodersen verhaftet worden, und ihr Haus stand noch immer leer. »Eine Kindsmörderin«, hatten die Leute im Dorf anfangs gejammert. »Wer hätte das wissen können?« Doch mittlerweile hatten sie ein neues Thema gefunden und fragten sich, wer Heidrun wohl verraten haben mochte. Klaus Schürholz habe sie preisgegeben, sagten einige, um seine Frau zum Schweigen zu bringen. Zumindest zwei der neun toten Kinder waren die seinen. Auch um Rosemarie Penck ging es in diesen Gesprächen. Sie war es gewesen, die Heidrun auf dem Dorfplatz ins Gesicht geschlagen und sie eine Hure geschimpft hatte. Es musste die Frau des Apothekers gewesen sein. Sie war die Verräterin. Wann immer meine Mutter und ihre Freundinnen diese Frage erörterten, nickte ich still vor mich hin. Rosemarie Penck. Natürlich. Keine Frage.

Dieselben Freundinnen berichteten uns auch, dass man nachts Geräusche aus Heidruns Haus hören könnte, und unsere Nachbarn wollten Lichter im oberen Stockwerk gesehen haben. Ich lachte die Frauen aus, mein Hals fühlte sich eng und rauh an. Es konnte nicht sein. Wie konnten sie solchen Gerüchten Glauben schenken? Ich schenkte den Gerüchten keinen Glauben. Ich wollte ihnen keinen Glauben schenken.

Die Tochter unseres Nachbarn, Ilse Westerholt, lag mit Grippe im Bett, als das neue Jahr begann, und ihre Genesung schleppte sich hin. Ich hatte nie Geschwister gehabt, aber Ilse hatte mich oft wie ihre kleine Schwester behandelt, und so kam es, dass ich die War-

nungen meiner Mutter in den Wind schlug und jeden Tag zu ihr hinüberlief und ihr Gesellschaft leistete. Ihre Schwester Irene hatte das Bett neben Ilse aufgegeben und schlief auf dem Dachboden, damit sie nicht von der gleichen, qualvollen Schwäche erfasst werden würde; wir hatten das Zimmer für uns allein. Und mit Ilse war ich vor dem Getratsche über Heidrun Brodersen sicher, denn die Kindsmorde, sagte sie, seien ihr zu schrecklich. Stattdessen befahl sie mir, Bücher aus der Stube in ihre Kammer hinaufzubringen, und wenn ich ihr von den Werwölfen vorlas, die ihre Familien im Dreißigjährigen Krieg verteidigt hatten, setzte sie sich auf und hörte gebannt zu.

»Rotes Haar?«, fragte sie zu einer der Heldinnen der Geschichte. »Oh Linde, ich hätte gerne rotes Haar. Aber keine Sommersprossen. Sommersprossen sind so dörflerisch.« Sie schrie entzückt auf, wenn eine der Frauen zu den Waffen griff und in den Kampf zog. Sie schwang die Arme, ballte die Fäuste und rief, »Recht so.« Ich war fast fünfzehn, Ilse neunzehn, alt genug, um verheiratet zu sein. Ihr Vater wollte sie aus dem Haus haben, aber er konnte keine Aussteuer zahlen, hatte kein Land abzutreten, und er drohte ihr oft, sie dem nächstbesten armen Teufel anzubieten.

Ilse war dünn und hatte kohlrabenschwarzes Haar. Ihre Haut war weiß und sanft, und sie jammerte fast jeden Tag über ihre Hände und Füße, die ihr zu groß erschienen. »Schöpfkellen«, sagte sie und breitete ihre langen Finger vor mir aus. Von der Arbeit im Haus und im Garten waren ihre Hände rau und gerötet, und sie rieb sich jeden Abend mit Fett und Salben ein. Ilse zwang sich Morgen für Morgen in die kleinsten Schuhe und ertrug den Schmerz – sie wollte nicht wie Aschenputtel aussehen.

Ilse's Herz schlug für Rutger von Kamphoff, und er hatte ihre Liebe erwidert. Doch seine Eltern waren die Herren des Großen Hauses, sie waren reiche Gutsbesitzer und hatten andere Pläne für ihren Erstgeborenen. Vor ihrer Krankheit hatten Ilse und Rutger sich wö-

chentlich auf dem Moor getroffen, doch nun hatte sie ihn schon seit drei Wochen nicht mehr gesehen. Die Gerüchte, dass Rutger ein Mädchen an jedem seiner Finger hatte, hatten Ilse nie gekümmert, aber je länger sie das Bett hüten musste, umso launenhafter wurde sie. Sie hatte Ringe unter den dunklen Augen, und ihre Haut schimmerte fast grünlich.

Eines Nachts, nicht lang nach dem Dreikönigstag – Ilses Eltern hatten das Haus verlassen, um einen Nachbarn zu besuchen –, pochte es an der Haustür. Ich hatte Ilse vorgelesen und rief nun nach Irene, die sofort die Treppe herunterkam, um zu sehen, wer auf der Veranda stand. Kurz danach steckte sie den Kopf in Ilses Zimmer und sagte: »Nur eine Bettlerin mit ihren zwei Kindern.«

»Was wollte sie?«, fragte Ilse.

»Frag nicht blöd«, antwortete Irene. »Sie sagte, ihre Kinder wären durchgefroren und sie wären auf der Suche nach einer Bleibe für die Nacht.«

»Hast du ihnen die Scheune aufgetan?«, fragte Ilse.

»Ich hab sie fortgeschickt. Mutter und Vater sind fort. Ich mag das nicht entscheiden.«

Nachdem Irene die Tür geschlossen hatte, eilten Ilse und ich ans Fenster, doch obwohl die Nacht klar war, konnten wir die Bettelfrau nirgends sehen.

»Wir hätten ihr etwas Warmes zu trinken anbieten und sie in unserer Scheune schlafen lassen sollen«, sagte Ilse, aber die wenigen Schritte zum Fenster hatten sie bereits erschöpft. Ihr war schwindlig, und ihre Knie gaben nach. Ich musste ihr zurück ins Bett helfen.

Zwei Nächte später hüllte sie sich in ihren dicken Wollmantel, und obwohl ihre Stirn noch immer heiß glühte, lief sie aufs Moor hinaus und wartete auf Rutger. Es hatte zu schneien begonnen, die Flocken wirbelten um sie herum, und sie konnte nicht weiter als ein paar Schritte in jede Richtung sehen. Ihr Herz schlug, als ob es ihr aus der Brust springen wollte. Sie wartete über eine Stunde an ih-

rem alten Treffpunkt, dann trieb die Kälte sie fort und ins Dorf zurück.

Ilse machte Irene Vorwürfe, aber ihre Schwester versicherte ihr, dass sie Rutger die Nachricht selbst überbracht hatte. Ilse ohrfeigte sie, bis Irenes Augen trünten und ihre Wangen sich dunkelrot färbten. Sie beschimpfte Irene und riss lange Strähnen ihres Haares aus, aber immer noch behauptete die Schwester, Rutger den Brief gegeben zu haben.

*

Als das Eis Anfang Februar taute und der Fluss die Boote unserer Väter wieder übers Moor trug, fand der alte Torfstecher Jens Jensen eine Frau und ihre zwei Kinder, die in der Klosterruine erfroren waren. Es war die Bettlerin, die Irene von der Tür gewiesen hatte. Und als die Nachricht von Jensens Entdeckung sich im Dorf ausbreitete, fand jede Familie einen Grund, warum sie der Frau nicht erlaubt hatten, sich an ihrem Feuer zu wärmen. Niemand hatte ihr Quartier gewährt. Alle gaben sich mit den genannten Gründen zufrieden. Was sonst hätten sie tun sollen?

Die Nachricht vom Tod der Bettelfrau bekümmerte Ilse und verfinsterte ihr Gemüt. Wenn ich in ihre Kammer trat, lag sie da und starrte vor sich hin. Wenn ich ihr vorlas, machte sie keine Bemerkungen, sie schien den Beschreibungen der Frauen keine Aufmerksamkeit zu schenken. Was war mit Rutger geschehen? Warum bekam sie keine Nachricht mehr von ihm?

Schließlich hörte Ilse von ihrem Geliebten, aber sie bekam keinen Brief mit einer getrockneten Blume darin, keine Schleife. Er schrieb ihr nicht, dass er es kaum erwarten konnte, sie wieder auf dem Moor zu treffen. Stattdessen war es Gertrude Böttcher, die uns allen, die wir in die Bäckerei gekommen waren, um unser Brot, unsere Mandelhörnchen und Marmeladen zu kaufen und einen Kuchen für den kommenden Sonnabend zu bestellen, die große Neuigkeit erzählte.

Ilse und ich standen genau wie die anderen Frauen in einem Kreis um Gertrude herum.

»Er wird Fricks Tochter heiraten. Nicht, was die sich ausgemalt hatten, aber die Aussteuer lohnt sich. Die sollten sich besser mit der Hochzeit beeilen, sonst wird sie in ihrem weißen Kleid wie eine Kuh aussehen.«

Die Frauen in Hemmersmoor gackerten und kreischten. Die Hochzeit war eine willkommene Nachricht, eine gute Nachricht, und Anna Fricks Schande, ein Kind unter ihrem Herzen zum Traualtar tragen zu müssen, brachte Leben in einen trostlosen, matschigen Februar. Im allgemeinen Trubel der Bäckerei bemerkte niemand außer mir, wie still Ilse geworden war, wie ihr das Blut aus den Wangen wich und wie die Zweifel, die sie seit über einem Monat gehabt hatte, nun zur Gewissheit geworden waren. Als wir Meiers Bäckerei verließen, schien sie fast leblos und musste nach zwei Tagen erneut das Bett hüten, dieses Mal, bis die Krokusse ihre bunten Häupter zeigten.

*

Die Bettelfrau war Wochen zuvor begraben worden, schnell und ohne Zeremonie, aber Jens Jensen, der sich wegen seiner Entdeckung nun für einen Experten in der Sache hielt, behauptete, dass ihr Tod ein böses Omen sei und Hemmersmoor sich auf bevorstehendes Unglück vorbereiten müsse. Natürlich erwartete Jensen immer bevorstehendes Unglück, und wenn ihm einer der Männer in Fricks Krug einen Schnaps spendierte, ratterte er etliche böse Omen herunter, die er während seiner Tage im Moor beobachtet hatte.

Im März erfuhren wir, dass die Hochzeit für Juni geplant war; Rutger und Anna erwarteten das Kind einen Monat später. Sogar Ilse und ihre Eltern hatten eine Einladung erhalten. Sie zeigte mir die Karte, ließ ihren Finger über Anna Fricks Namen gleiten. »Kannst Du dir das vorstellen?«, fragte sie. »Sie wird nun die neue Herrin des Großen Hauses werden.« Doch es schien ihr besser zu gehen. Sie

ließ sich jeden Tag im Dorf sehen und ging wieder regelmäßig in die Bäckerei. Sie lief erhobenen Hauptes umher.

*

Ich vermutete nichts. Ich hatte keine Ahnung, was Ilse sich in den Kopf gesetzt hatte. Die Vorbereitungen müssen der hässlichste Teil gewesen sein. Aber um Rache zu schmecken, darf man sich nicht über den Geruch der Zutaten beklagen. Rutgers Betrug hatte sie getroffen, aber nun, da sie wieder genesen war, musste sie den Vorteil ihrer heimlichen Beziehung mit dem Sohn des Gutsbesitzers verstanden haben. Niemand im Dorf bemitleidete sie oder belästigte sie mit Fragen. Ihr war das Herz gebrochen worden, aber es gab keine sichtbaren Wunden, keine verräterischen Spuren, die neugierige Blicke auf sich gezogen hätten. Niemand stellte Fragen. Während Ilses Krankheit hatte Irene deren Pflichten im Haus übernommen und sich oft darüber beklagt. Nun, da Ilse wieder wohl war, gab sie vor, Schwächeanfälle und Ohnmachten zu haben, um sich ihre Freiheiten zu bewahren.

Gerüchte, dass der Geist der Bettelfrau am Drosteufer gesehen worden war, gingen um, und als zwei Jungen in der darauffolgenden Woche ein kleines Mädchen tot aus dem Wasser fischten, richtete sich die Aufmerksamkeit des Dorfes auf diese neue, besorgniserregende Gefahr.

Der schreckliche Fund entfachte ein Feuer, und bald stieg den Dorfbewohnern überall der Rauch in die Nase. Bevor die Enkeltochter des alten Doktors tot geboren wurde, wollten die Nachbarn einen riesigen, schwarzen Schatten über dem Haus gesehen haben. »Es war die Bettlerin«, wusste die Bäckersfrau zu berichten. Andere hatten Kühe, Fohlen und Katzen nach Dunkelheit um Häuser herumschleichen sehen. Viele Tiere wurden zu Tode geprügelt, um den bösen Geist der Bettlerin auszutreiben.

Als Rutgers Hochzeit näherrückte, nahm Hemmersmoor den

Fluch der Bettelfrau als eine gemeinsame Last hin. Wir waren ihm ausgeliefert, niemand wusste Hilfe. Wenn die Frauen im Dorf die Wehen bekamen, schickten sie nach dem Pastor, aber selbst dessen Anwesenheit bot den Neugeborenen keinen Schutz.

Wir Nachbarn hatten uns in Martha Dinters Stube versammelt, um ihr bei der Geburt ihres ersten Kindes zu helfen. Der Pastor war anwesend, um Beistand zu leisten. Marthas Ehemann war vom Pferd gefallen und lag hilflos im Bett. Ich brühte Wasser auf und versorgte Martha mit frischen Handtüchern. Ilse ging der Hebamme zu Hilfe, und eine Stunde, nachdem Marthas Junge in die Höhe gehalten worden war und seinen ersten Schrei getan hatte, war er tot, sein Gesicht blau und die Zunge geschwollen. »Die Bettelfrau«, schrie Martha. »Die Bettelfrau.« Und die Schande, einer armen Frau und ihren Kindern kein Quartier gewährt zu haben, ließ jeden Zweifel, dass nicht alles mit rechten Dingen zugeht, ein für allemal verstummen. »Wir sind die Opfer unseres eigenen Verbrechens«, sagte Ilse, Arme und Stirn noch blutig von der Geburt. Sie sah erschöpft und glücklich aus.

*

Meine Familie war wie die anderen zur Hochzeit eingeladen worden, und es war das erste und einzige Mal, an das ich mich erinnern kann, dass Fricks Krug den durstigen Bauern und Torfstechern die Türen versperrte, und das erste Mal, dass die Familie von Kamphoff nach Hemmersmoor kam, um mit einigen Dorfbewohnern zu feiern. Viele starrten den Chauffeur an, der die Türen des schwarzen Mercedes öffnete, und die Familie selbst, die sich mit Mühe aus den gepolsterten Sitzen der Limousine erhob und auf unser Kopfsteinpflaster trat. Ich begleitete meine Eltern und stand daneben, als Anna und Rutger den ersten Tanz eröffneten, und sah, wie das neue Leben Annas Kleid ausbeulte. Nach den ersten Schritten musste sich die Braut gleich wieder setzen; zu schwer war ihre Last. Ilse saß neben

ihren Eltern. Sie tanzte nicht ein einziges Mal und ließ Anna nicht aus den Augen.

Anna zog ins Große Haus ein, wo sie bald ein Mädchen gebar. Ihr Ehemann, der sich auf seinen Vater und dessen Verwalter und Arbeiter verlassen konnte, wachte über seine neue Familie, und niemand im Dorf bekam sie zu Gesicht. Doch vor Ende des Sommers bekam ich die Nachricht von unserem Lehrer, Herrn Brinkmann, dass ich das Stipendium der von Kamphoffs erhalten würde. Für ein paar Tage vergaß ich die Narben, die sich über mein Gesicht zogen. Dies war meine glücklichste Zeit in Hemmersmoor, die Zeit, da ich glaubte, dem Dorf entkommen zu können. Ich wollte mich in der Sonne des Großen Hauses wärmen. Ich wollte studieren und mich in die weite Welt aufmachen. Ich wollte von Ilse und ihrem Kummer nichts mehr wissen. Ja, Rutger von Kamphoff hatte sie verraten, aber seine Familie würde für meinen Unterricht zahlen. Ilse hatte Rutgers Liebe nicht gewinnen können, und sie würde nie ins Große Haus einziehen, aber ich würde dort ein und ausgehen. Ich würde Anke und ihre dummen Kleider und Schleifen und ihre glotzügigen Anbeter hinter mir lassen.

Für ein paar kurze Tage fühlte ich mich zu groß für die niedrigen Häuser in unserer Straße, ich ragte über Ilse und Anke und über all die Frauen und Männer auf unserem Dorfplatz hinaus. Für ein paar kurze Tage war ich etwas Besonderes.

Doch als Anke mich verriet, fiel meine Welt in sich zusammen, und nachdem ihr mein Stipendium angeboten wurde, war mir klar, dass ich dem Dorf nie entkommen würde. Ich erinnere mich gut an unsere Fahrt zurück ins Dorf. Jedes kleine Geräusch kam mir ohrenbetäubend laut vor, und ich habe noch immer den Geruch meines billigen Parfüms und den des Sitzleders in der Nase. Ich betrachtete die grünbraunen Felder und die harten Gräser am Wegrand, und ich sah plötzlich, wie mein Leben zerfiel. Hier saß ich, Linde Janeke. Voller Scham, voller Wut und ohne die geringste Hoffnung darauf,

dass ich Hemmersmoor würde verlassen können. Und in einem anderen Auto, das genauso aussah wie das erste, saß eine andere Linde, deren Rückkehr ins Dorf nur der Auftakt zu einem neuen Leben war, einem Leben, das sie in fremde Städte und Länder bringen würde, einem Leben, das sogar noch jenseits der Träume ihres Vaters lag. Ich hatte diese neue Linde ganz klar vor Augen, ich konnte fühlen, was sie fühlte, doch dann winkte sie mir zu und rückte langsam von mir ab, ganz langsam, sie schien neben uns zu fahren und dann, an der nächsten Kreuzung, bog sie auf die Straße nach Groß Ostensen ab und entfernte sich schnell. Ich habe diese Linde nie wiedergesehen.

Im Herbst ging ich nicht mehr zur Schule. In den Augen meiner Eltern hatte ich erneut Schande über sie gebracht. Mein Vater mochte sich nicht mehr auf dem Gut zeigen, er hatte Arbeit in Groß Ostensen gefunden, in einem Lebensmittelladen, wo er nachts die Regale auffüllte. Gegen Abend fuhr er in seinem alten Lastwagen los und kam erst früh am Morgen zurück.

Während er tagsüber schlief, musste es bei uns still sein. Ich verbrachte die Tage mit Ilse, sie war die einzige, die noch mit mir sprechen mochte. Unser Unglück band uns erneut zusammen. Ich hatte nichts mehr von ihrem Kummer wissen wollen, aber jetzt teilte ich den meinen mit ihr, und sie schien meine Gesellschaft zu begrüßen. Wir waren beide vom Großen Haus, wir waren beide von Rutger betrogen worden.

Anke sah ich nur von weitem, und ich wich ihr aus. Ich wollte ihr das Genick brechen, ihr die braunen Haare ausreißen, sie mit Glascherben zerschneiden, aber sobald ich sie erblickte, verließ mich der Mut. In jenen Augenblicken glaubte ich selbst, dass ich Annas kleines Mädchen hatte fallen lassen.

Doch mehr noch als Anke hasste ich Rutger. Er war es, der Ankes Lügen geglaubt hatte. Er war es, der mich verraten hatte, nach all den Jahren, die mein Vater für seine Familie geschuftet hatte. Rutger

und Anna hatten mein Schicksal besiegelt. Sie waren es, die mich betrogen hatten.

»Wäre es nicht wunderbar, wenn du dich rächen könntest?«, fragte mich Ilse eines Tages.

Ich hatte keine Hoffnung. Was konnte ich gegen die von Kampffoffs ausrichten? »Aber wie?«, fragte ich.

Ilse seufzte, aber sie antwortete nicht.

Im Herbst nahm sie mich mit auf die Felder, wo die Kinder Drachen steigen ließen. »Sie sehen hübsch aus«, sagte meine Freundin. Wir sahen ihnen bis zum Einbruch der Dunkelheit zu, bis schließlich auch der letzte Nachzügler seinen Drachen einholte und sich auf den Heimweg machte. Einer der Jungen blickte uns neugierig an.

»Hallo da«, sagte Ilse.

Der Junge blieb stehen, sagte aber kein Wort..

»Hast du Angst vor uns?«, lachte Ilse.

Der Junge streckte uns die Zunge heraus. »Du bist blöde«, sagte er. »Ich hab keine Angst vor dir.«

»Warum bist du allein? Fürchtest du dich nicht vor dem Fluch der Bettelfrau?«

Der Junge wich ein paar Schritte zurück »Mein Vater sagt, du bist eine alte Jungfer. Und du«, sagte er zu mir, »bist eine Diebin und so hässlich, dass dich keiner will.« Mit diesen Worten rannte er davon.

*

Ich trug die Kleider meines Vaters, seine schweren Stiefel, seinen Hut. Ilse bestand darauf. »Er darf dich nicht erkennen. Soll er dich ruhig für einen Mann halten.« Sie lächelte mir zu, sagte, sie sei glücklich, mich an ihrer Seite zu haben. »Ich fürchte mich vor seiner Wut. Wenn ich allein wäre, würde mir gewiss etwas zustoßen.« Sie hatte Rutger in einer Nachricht um ein letztes Treffen gebeten, hatte gedroht zum Gut zu kommen, sollte er nicht zur verabredeten Stunde auf dem Moor erscheinen.

»Was wirst du ihm sagen?«, fragte ich Ilse.

»Er soll mich nur anzuhören. Ich habe ihn in all den Monaten nicht sprechen können, so als ob wir einander nie begegnet wären. Er soll wissen, dass ich ihn nicht vergessen habe.«

Trotz der kühlen Novembernacht schwitzte ich in den schweren Kleidern meines Vaters, meine Füße rutschten in den viel zu großen Stiefeln umher. »Wenn er mich erkennt, wird er meiner Familie das Leben zur Hölle machen.«

»Halt dich nur etwas abseits«, sagte Ilse. »Aber ich brauche deine Augen und Ohren. Du sollst Zeuge sein. Pass nur auf, dass er mir nichts antut.«

Es war noch vor der Zeit, aber kaum waren wir an unserem Treffpunkt angelangt, als ich eine dunkle Gestalt auf uns zukommen sah. Mein Herz schlug fürchterlich. Wie sollte ich Rutger davon abhalten, Ilse wehzutun? Erst jetzt bemerkte ich, wie dumm es von mir gewesen war, meiner Freundin aufs Moor zu folgen.

Doch es war nicht Rutger, der auf uns zuschritt. Mit Staunen sah ich, dass es Anna war, die mit einem Bündel im Arm zu uns herübergelaufen kam. Ihr Mantel war aus Pelz, ihre Schuhe waren aus glänzendem Leder. Auf den Kopf trug sie eine runde Pelzkappe, und ihre Hände steckten in feinen Handschuhen.

»Was macht sie hier?«, fragte ich Ilse leise, aber sie bedeutete mir, still zu sein.

Anna schien sich nicht vor Ilse zu fürchten, aber als sie mich wahrnahm, verlangsamten sich ihre Schritte. »Wen hast du da?«, fragte sie.

»Einen Freund«, sagte Ilse. »Er muss uns mit dem Zauber helfen.«

Als sie näher trat, sah ich, dass das Bündel in ihren Armen ihre kleine Tochter war. »Ich mache mir solche Sorgen um sie, seit der Schatten der Bettelfrau über unserem Haus gesehen wurde. Es ist so unheimlich. All die kleinen Kinder. Sie können doch nichts dafür.« Sie wiegte die schlafende Charlotte.

Ich hatte keine Ahnung, was vor sich ging. Zauber? Was hatte ich

mit dem Fluch der Bettelfrau zu tun? Was wollte Ilse davon wissen? Verwirrt trat ich näher, und als Anna von ihrem Mädchen aufblickte, sagte sie mit schroffer Stimme, »Du bist das?«

»Ich...Ich hab sie nicht...«, stammelte ich. Es war das erste Mal, dass ich Anna seit dem unglücklichen Tag im Sommer gegenüberstand, und die Worte wollten nicht kommen. »Ich war es nicht, ich war es nicht«, war alles, was ich herausbringen konnte.

Anna sah mich fassungslos an. »Was für ein Unsinn«, sagte sie. Doch bevor Anna sich abwenden konnte, trat Ilse auf sie zu. Sie riss ihr die Pelzkappe vom Kopf, packte ihr Haar und hielt ihre große Hand über Annas Mund. Die ließ ihr Bündel fallen, ruderte mit den Armen, doch obwohl sie sich gegen Ilse wehrte, konnte sie keinen Mucks von sich geben.

»Was soll das?«, rief ich ängstlich »Was machst du da?«

Ilse sagte nichts, legte beide Hände um Annas Hals und drückte zu. Ein gequälter Laut drang aus dem Mund des Mädchens. Ihre Beine gaben nach.

»Hör auf«, schrie ich Ilse an. »Hör auf. Du bringst sie noch um.«

»Nicht ich«, sagte Ilse.

Charlotte weinte. Das Kind lag am Boden und fing bald zu schreien an. Als Annas Widerstand immer schwächer wurde, schlug ich auf Ilse ein und befahl ihr, Anna freizugeben. Ich zertrte an ihr und schrie auf sie ein. Schließlich ließ Ilse Anna zu Boden fallen.

»Was hast du getan?« Ich beugte mich über Anna und ihr rotes Gesicht. Sie rang nach Luft, war aber zu schwach und zu benommen, um sich aufzurichten. Ilse stand über uns und atmete schwer.

»Was hat sie dir getan?« Noch immer begriff ich nichts.

Ilse schaute mich an, als ob ich von Sinnen wäre »Du hast keine Wahl.«

»Ich habe nichts getan.«

»Wenn du es nicht tust, wird sie zum Gut zurücklaufen und alles erzählen.«

»Ich habe nichts getan«, schrie ich wütend »Was willst du von mir?«

»Du bist eine Diebin und so hässlich, dass dich keiner will. Wer wird dir glauben? Du hast sie alle getötet. Das kleine Mädchen an der Droste, Martha Dinters Kind. Du hast sie umgebracht.«

»Das war ich nicht«, schrie ich, doch als Anna sich zu meinen Füßen zu regen begann und mich voller Panik anstarrte, wusste ich, wie schlimm meine Lage war. Als ich sie darauf zu Boden drückte, wusste ich, dass ich sie nicht wieder freigeben durfte. Ilse suchte nach einem Stein.

*

Wie Rutgers Gesicht sich veränderte, als er sich über die leblose Gestalt beugte und sah, was Ilse getan hatte! Er war zur rechten Stunde erschienen; ich war nicht davongelaufen. Benommen und ängstlich sah ich, wie er sich aufrichtete.

Ilse schüttelte das Kind in ihren Armen, und es fing wieder zu schreien an. Wie Rutgers Augen glänzten, wie Zorn und Raserei ihm durch den Körper fuhren. Aber er musste sich ja beherrschen und seine Wut zügeln, denn Ilse hatte seine Tochter.

Wie lange sie sich gegenüberstanden, kann ich nicht sagen. Meine Lippen zitterten, meine Zähne klapperten, und es war nicht die Kälte der Novemberrnacht, die mir die Glieder lähmte. Selbst wenn ich einen klaren Gedanken hätte fassen können, hätten mich meine Beine doch nicht tragen mögen. »Was ist meine Rache wert, wenn sie niemand mit mir teilen kann«, hatte Ilse gesagt. Tränen liefen mir über das Gesicht, ich kauerte am Boden.

Bevor Rutger Ilse irgendetwas tun konnte, brach sie dem kleinen Mädchen das Genick. Es dauerte einen Moment, bis er das verstand, und einen Augenblick lang glaubte ich, dass sie auch seinen Willen gebrochen hatte. Doch sie hielt ihm das tote Mädchen hin und sah, wie ihn die Wut übermannte, wie er sie ansah, als müsse sein Blick

das Bild von Ilse und dem toten Mädchen für immer aufbewahren. Sie wartete auf ihn, sie ließ das Mädchen vor sich herbaumeln.

Ilse ließ alles geschehen. Sie gab sich ihm hin, sie ließ sich von ihm überwältigen. Aber ich rannte, rannte um mein Leben. Sobald Rutger sie gepackt hatte, richtete ich mich auf und lief zurück aufs Dorf zu, lief, bis mein Atem wie Feuer in mir brannte. Ich verlor einen der großen Stiefel, der Hut meines Vaters flog mir vom Kopf, aber ich wandte mich nicht ein einziges Mal um.

In stillen Momenten werde ich von Ekel geschüttelt. Mein Spiegelbild ist mir zuwider und flößt mir Angst ein. Es leuchtet blässlich und sieht mich fragend an, als ob ich ein bloßer Abglanz sei. So stehen wir uns oft minutenlang gegenüber und schauen einander an, bis dunkle Laute aus meiner Kehle emporsteigen, mir den Hals zerkratzen und mir die Lippen auseinanderzwingen. Doch jedes Mal bedeutet mir die Frau in meinem Spiegel mit einer raschen Geste und einem wütenden Blick, zu schweigen. Ich wende dann den Blick ab.

MARTIN

Sie wurden jung verheiratet – sie war fünfzehn und die jüngere Tochter der armen Witwe Klein, er siebzehn und ein Lehrling in Brümmers Fabrik. Mein Vater trug zu ihrer Hochzeit seine Polizeiuniform und erzählte jedem, dass Olaf Frick nur Holzspäne im Kopf habe. So ein Windhund würde die Familie noch in den Ruin treiben.

Olafs Liebe zu Hilde machte ihn trunken. Er dachte ständig an ihr flachsblondes Haar, die roten Flecken, die seine Finger auf ihren Armen zurückließen, den weichen, fast durchsichtigen Flaum in ihrem Nacken und eine Stelle, die nur er sehen durfte. Auf der Arbeit träumte er von ihren stämmigen Beinen, und nachts versuchte er, seinen Durst zu löschen. Doch wie müde er am Morgen auch war und wie oft er an der Werkbank auch gähnte und eine Pause einlegen musste, sobald er nach Hause kam, war sein Durst nicht zu stillen.

Olaf war Fricks Erstgeborener, aber er wollte von der Gaststube und dem elterlichen Betrieb nichts wissen. Er mochte nicht mit den Gästen sprechen, mochte sie nicht bedienen. Er hasste es, die Gaststube nach Feierabend zu wischen, zu wachsen und zu bohren. Er würde sein eigenes Geld verdienen, er wollte sich nicht ins gemachte Nest setzen. Sein Vater Bernd schüttelte den Kopf über so viel Undankbarkeit. Doch er war es gewesen, der bei Otto Nubis, dem Vormann in Brümmers Fabrik, ein gutes Wort für seinen Sohn eingelegt hatte.

Olaf wurde gefeuert, als seine Nachlässigkeit Jan Hussel die linke Hand kostete. Er fuhr auf seinem Fahrrad die zehn Kilometer nach Groß Ostensen und besuchte Jan, um sich bei ihm zu entschuldigen, aber Jan wollte nicht hören, was Olaf sich zurechtgelegt hatte.

»Es ist deine Schuld, wie sehr es dir auch leidtut. Schau dir meine Hand an.« Er hob den Stumpf in die Höhe; Blut sickerte durch den weißen Verbandmull. »Glaubst du, dass meine Frau sich von diesem Ding berühren lassen will? Glaubst du das wirklich? Wenn du zu deinem Hildchen nach Hause gehst, denk an meine Hand. Ich wünschte, es wäre deine gewesen.«

Olafs Geld und das Bisschen, das Hilde dazusteuerte, indem sie auf dem einen oder anderen Bauernhof aushalf, war genug gewesen, um in einem kleinen Torhaus auf dem Besitz der von Kamphoffs zu wohnen. Es war nur ein Haufen Steine und hatte, seitdem das Große Haus gebaut worden war, leergestanden. Es lag abseits des Gutes im Moor, einen Kilometer außerhalb von Hemmersmoor, und wie sehr man sich auch bemühte, konnte man es im Januar in der schneeverwehten Landschaft nicht ausmachen.

Arbeit war knapp, Olafs Ruf dahin, und nachdem er einige Monate zähneknirschend mit Hilfe seiner Eltern über die Runden gekommen war, nahm ihn sein Vater beiseite. »Es ist Zeit, dass du an deine Frau denkst«, sagte er. Bernd Frick war einen Kopf kleiner als sein Sohn und bewegte sich langsam, als ob Gewichte seinen Körper beschwerten. Er war fast sechzig Jahre alt und hielt sich sehr aufrecht. Er stand noch immer jeden Tag hinter dem Tresen, und ohne die Großzügigkeit, die er Otto Nubis gegenüber in der Gaststube zeigte, hätte der Vormann Olaf überhaupt erst gar nicht eingestellt.

Olaf wusste keinen Rat, aber er ahnte, dass sein Vater sich wegen Jans Hand Vorwürfe machte, und er wollte ihn nicht weiter betrüben. »Was soll ich tun?«

»Du kannst jederzeit wieder hier im Krug anfangen. Er ist dein Erbe, Olaf.«

Olaf nickte stumm, es schien alles so einfach. Doch dann sagte er, »Das kann ich nicht. Jetzt schon gar nicht.«

Bernd seufzte tief, er hatte es nicht anders erwartet. »Dann musst du fort.«

In der nächsten Woche ließ Olaf Hilde bei seinen Eltern zurück und fuhr nach Hamburg, um sich dort nach Arbeit umzusehen. Er würde sparen, um sich eine Wohnung leisten zu können, und Hilde dann nachkommen lassen.

Alex und ich waren zehn Jahre alt, als Olaf das Dorf verließ, und wir schenkten ihm keine Beachtung. Alex liebte die Gastwirtschaft, und er leistete seinem Vater hinter dem Tresen oft Gesellschaft. Er stahl Schnaps und Zigarren für uns Jungen, und wir beobachteten seine Schwester durch einen Spalt im Dachboden, wenn sie einen ihrer Freunde auf ihr Zimmer schmuggelte.

Irgendwann kamen Neuigkeiten aus Hamburg ins Dorf. Die ersten Monate waren schwer für Olaf. Er schlief in einer billigen Absteige, arbeitete auf den Werften, wenn jemand gebraucht wurde, und verdiente doch nicht genug Geld, um eine Familie zu ernähren. Dann bot sich ihm die Gelegenheit, auf einem Frachtschiff anzuheuern, das bald nach Amerika auslief. Er hatte keine Zeit, Hilde vor der Abfahrt noch einmal zu besuchen und schickte ihr nur einen Brief, in dem er schrieb, dass er nach einigen Monaten zurück sein werde. Die Nachricht vom unerwarteten Tod seiner Mutter muss ihn knapp verpasst haben.

Bernd Frick trug nun stets einen schwarzen Anzug, und wenn wir Jungen in der Gaststube auftauchten, um Alex zum Spielen abzuholen, schien er uns nicht zu sehen. Vor dem Tod seiner Frau hatte er uns manchmal eine Brause ausgegeben, aber nun lächelte er uns nur abwesend zu.

Aus New York schickte Olaf einen kurzen Brief an Hilde. Er werde noch in derselben Nacht nach Buenos Aires ablegen. Er vermisse sie, schrieb er, träume jede Nacht davon, zu ihr zurückzukehren. Er hoffe, dass es nicht allzu schwer für sie sei, im Haus seiner Eltern zu leben, er wisse, wie seine Mutter sein konnte. Er würde mit den Taschen voller Geld heimkehren. Sie würde schon sehen.

Doch er kam auch aus Buenos Aires nicht zurück. Bunte Postkar-

ten aus Kairo, Vancouver, San Francisco und Macao trafen in Hemmersmoor ein, wo der Postbote sie zunächst in der Bäckerei herumzeigte.

»Lesen ist nicht erlaubt«, warnte er meine Mutter. »Aber schau dir nur die Stadt an. Ich hatte keine Ahnung, dass es die überhaupt gibt.«

In den ersten zwei Jahren seiner Abwesenheit erkundigten sich die Nachbarn oft nach Olaf. Ja, der Unfall in der Fabrik sei eine schlimme Sache gewesen, aber müsse er denn unbedingt so lange fortbleiben? Wo war er denn jetzt? Was hatte Hilde zu berichten? Hatte er vielleicht ein Foto geschickt?

Nach zwei weiteren Jahren fragte kaum noch jemand. Und Hildes Antworten wurden immer knapper. Ja, er schreibe noch. Ja, er werde bald zurückkommen.

Doch nach fünf Jahren war Olaf noch immer nicht nach Hause zurückgekehrt, und er geriet in Vergessenheit. Hilde lebte mit ihrem Schwiegervater, ging ihm im Haus und in der Gaststube zur Hand, und machte die täglichen Besorgungen. Manchmal, wenn sie die Bäckerei verließ, seufzte Frau Meier und sagte: »Was für eine Schande. So eine hübsche, junge Frau.«

Die Fricks, die reichste Familie im Dorf, fanden jedoch keine Ruhe. Erst wurde Alex in eine Jugendstrafanstalt eingewiesen, dann heiratete Anna Frick Rutger von Kamphoff. Alle Augen richteten sich auf die bevorstehende Hochzeit; eine solche Hochzeit hatte Hemmersmoor noch nie gesehen, und die Leute im Dorf munkelten, dass den von Kamphoffs das Geld Bernd Fricks gelegen kam. Ein halbes Jahr später war Anna tot, und Rutger von Kamphoff musste sich wegen Totschlags vor Gericht verantworten. Niemand im Dorf hatte Zeit, sich um alte Geschichten zu kümmern.

Erst nach sieben Jahren kam Olaf heim. Er war nun fünfundzwanzig, mit breiten Schultern und einem herben Gesicht und einem Schnurrbart. Er trug einen Peacoat und eine Segeltuchtasche

auf dem Rücken. In der rechten Hand hielt er einen neuen, ledernen Koffer. Er war noch gewachsen, fand meine Mutter. Frau Hoffmann lächelte höhnisch. »Er wird ganz verroht sein, nach all den Jahren in den dunklen Ländern.« Sie hatte den Fricks nie den Tod ihres Sohnes vergeben.

Olaf ging geradewegs auf die Gastwirtschaft zu und erfuhr erst jetzt, dass seine Mutter und Schwester gestorben waren. Jan Husseis Unfall und Olafs Abreise waren nur die Vorboten weiteren Unglücks gewesen. Sein Vater war der wohlhabendste Mann in Hemmersmoor, aber seine Kinder hatten ihm nur Enttäuschung und Kummer gebracht. Manche Leute behaupteten, dass die Familie unter einem ungünstigen Stern lebe, andere sagten, dass Bernd Frick ein schlechter Vater gewesen sei und zu viel Zeit darauf verwandt habe, uns allen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Doch vielleicht bedeute Olafs Heimkehr auch eine Wende im Leben der Fricks. Alex war nun ebenfalls wieder zu Hause und machte sich jeden Abend nach Feierabend im Gasthaus nützlich. Das Haus sah noch immer sauber und gepflegt aus, und Olafs Vater, obschon gealtert, war in bester Gesundheit.

Und Olaf sah seine Hilde endlich wieder. Sie war etwas fülliger als früher, das junge Mädchen war eine Frau geworden. Sie war seine Frau, und was für ein seltsamer Gedanke das gewesen sein muss. All die Jahre muss er darauf gehofft haben, nach Hause zu kommen, und hier stand sie nun vor ihm, in der stillen Gaststube. Hilde umarmte ihn und flüsterte, »Du siehst so sonderbar aus.«

*

Olaf hatte große Pläne. Er hatte nur wenig Geld ausgegeben und genug gespart, um sich ein eigenes Haus zu bauen. Er wollte sein eigenes Geschäft gründen oder vielleicht die Bootswerkstatt an der Droste übernehmen. Vielleicht würde er in Groß Ostensen Motorräder verkaufen.

Das alles erklärte er uns am Abend in der Stube über der Kneipe, während er einen Teller Eintopf löffelte, den Hilde für ihn gekocht hatte. »Du hättest uns Nachricht von deiner Ankunft geben sollen«, beklagte sie sich. Meine Mutter und mein Vater, meine Schwester Birgit, die Fitschens von nebenan und die Meiers mit ihrer Tochter Sylvia waren gekommen, um sich die kleinen Schmuckstücke anzusehen, die Olaf auf seinen Reisen gesammelt hatte. Er zeigte uns einen blauen Skarabäus – »Wie kann man ein so komisches Ding nur anbeten?«, sagte Sylvia und drehte den Käfer in ihren Händen. Olaf zeigte uns einen steinernen Buddha, den er in Shanghai gekauft hatte, Masken aus Afrika und eine Bronzefigur, die, wie er uns erklärte, die Freiheitsstatue in New York darstellte.

Unsere Familien schüttelten die Köpfe. War es nicht merkwürdig, dass diese fremden Völker so sonderbar aussehende Sachen anfertigten? Wozu brauchten sie ein Tanzpaddel? Wer hatte je von Leuten gehört, die mit einem Paddel tanzten?

Später, nachdem die Meiers gegangen waren, öffnete Bernd Frick eine Flasche Bommerlunder, und Olaf begann, von seinen Plänen für ein neues Haus zu sprechen.

Bernd Fricks Haar war mit den Jahren weiß geworden, sein Bauch wölbte sich gewaltig. Tiefe Furchen hatten sich in sein Gesicht gegraben. Und doch, als er und Olaf so nebeneinandersaßen, sah der Sohn wie ein jüngerer Abbild des Vaters aus, mit Gesichtszügen, die nur von der Schönheit seiner Mutter abgemildert wurden. Selbst nach den Jahren zur See konnte man noch eine gewisse Weichheit um seine Lippen und Augen erkennen, eine Weichheit, die Bernd und auch Alex völlig abging.

»Also wo sollen wir es bauen?«, fragte Olaf.

Sein Vater wartete einen Moment, bevor er mit den Achseln zuckte. »Du hast wahrscheinlich schon darüber nachgedacht.«

Olaf lächelte. »Ich denke, wir sollten flussaufwärts bauen, direkt an der Droste. Wir werden nah am Dorf sein, und falls wir Boote

reparieren wollen, können wir bequem ausbauen. Was haltet ihr davon?»

Alex grunzte zustimmend. Er trug jetzt einen Schnurrbart und war schon fast so beleibt wie sein Vater. »Klar doch. Ich kann dir helfen.«

»Wir alle werden dir helfen«, stimmten mein Vater und meine Mutter ein.

Der alte Frick dachte eine Weile nach. »Es ist ein guter Plan. Und doch.« Er faltete bedächtig die Hände und öffnete sie wieder. »Weißt du, nach dem Tode deiner Mutter wurde es mir klar, dass auch ich bald sterben werde. Ich bin fast siebzig, und vielleicht habe ich noch ein paar gute Jahre in mir, aber in nicht allzu langer Zeit wirst du dieses Haus erben.« Er seufzte.

Alex blickte bei diesen Worten finster drein. Er hatte seinen Bruder nicht vermisst, und obwohl er ihm nicht feindlich gesonnen war, behagte ihm der Gedanke, dass Olaf die Gastwirtschaft übernehmen könnte, überhaupt gar nicht. Der Vater sah Alex nicht gern in der Gaststube, er befürchtete, die Dorfbewohner könnten noch immer Groll gegen seinen Sohn hegen und dem Gasthaus deshalb fernbleiben. Aber wenn erst einmal genug Gras über Broder Hoffmanns Tod gewachsen sein würde, wollte Alex den Krug leiten.

»Als Helga starb«, fuhr Bernd Frick fort, »hatte ich es sehr schwer. Ohne Hilde wären das Haus und ich selbst verkommen. Was meinst du? Warum baut ihr jungen Leute nicht an unser Haus an, und wenn ich einmal nicht mehr bin, gehört alles euch?«

Olaf kaute auf seiner Lippe herum. Das Haus seiner Eltern lag am Dorfplatz, und er mochte den Gedanken nicht, von den Nachbarn beäugt zu werden und ihnen Anlass zum Tratsch zu sein. Aber er hatte die Beerdigungen seiner Mutter und seine Schwester versäumt. Er hatte seinem Vater viel Kummer bereitet. »Ich werde darüber nachdenken«, sagte er und stand auf und legte die Arme um Hilde, die die ganze Zeit schweigend zugehört hatte. »Du tust mir

weh«, entgegnete sie und drehte und wand sich. Er lachte. »Ich bin ein Klotz, ich werde vorsichtiger sein.«

*

Am nächsten Morgen lief ich in aller Frühe auf den Dorfplatz. Ich hoffte, Olaf alleine zu sprechen und ihn nach den Schiffen fragen zu können, auf denen er gefahren war. Ich wollte wissen, wie es gewesen war, die Welt zu befahren. Ich wollte wissen, wie groß die Schiffe gewesen waren und was er in den Häfen erlebt hatte. Ich hatte von Bombay gehört, von Baghdad und den Kalifen, aber sie hatten bislang nur in den Märchen existiert. Olaf hatte all das mit eigenen Augen gesehen. Was für Geschichten musste er erlebt haben!

Doch ich hatte noch einen weiteren Grund, auf Olaf zu warten. Nach dem Vorabend hoffte ich, dass ich für ihn arbeiten und Geld genug für ein Moped sparen könnte. Ich hatte noch nie auf einem Bau gearbeitet, zählte aber darauf, ihn überreden zu können.

Ich musste mich gedulden, bis Olaf schließlich auf der Terrasse der Gaststätte erschien. Sein Haar war ungekämmt, und er blinzelte ins Tageslicht und schaute sich um, als ob unser Dorfplatz der seltsamste Ort auf der Welt wäre. Ich grüßte ihn, und er schien mich nicht sofort zu erkennen. Dann schüttelte er plötzlich den Kopf und sagte, »Martin. Ich wollte gerade einen kleinen Spaziergang machen.«

»Kann ich mitkommen?«, fragte ich.

Wir gingen die Dorfstraße entlang, und mit einem Mal hatte ich meine Fragen vergessen. Ich kannte Olaf von früher, aber in seiner Gegenwart kam ich mir plötzlich wie ein Kleinkind vor. Die Geschehnisse im Dorf, meine Liebe zu Heike Brodersen, die nicht enden wollte, das musste doch in seinen Augen null und nichtig sein. Ich und Hemmersmoor hatten ihm nichts zu bieten.

»Also, was gibt's Neues im Dorf, Martin?«

»Bleibst du jetzt für immer hier?«, fragte ich, anstatt ihm zu antworten.

»Willst du mich schon wieder loswerden?«, fragte er zurück und lachte.

»Nein, aber...«, sagte ich, und brach ab. »Aber vielleicht brauchst du ...« Ich hielt erneut inne. Es war noch zu früh, entschied ich, um ihn nach Arbeit zu fragen. »Momentan sprechen alle von dir und deiner Familie.«

»Ist das wahr?« Olaf schien neugierig.

»Annas... von Anna...« Ich biss mir auf die Zunge und lief unter meinem roten Haar hochrot an. Ich war einen Kopf kleiner als Olaf und nicht so stark gebaut, aber meine Hände waren fast so groß wie seine. Ich kratzte mich an der Wange und war froh, einige Bartstopeln zu spüren. Dann sagte ich, etwas unüberlegt, »Die Leute fragen sich, ob Jan es dir heimzahlen wird.«

»Ist er noch immer auf mich wütend?«

»Eines Tages, als er Hilde begegnet ist, hat er gesagt, dass du nicht zurückkommen würdest. Doch solltest du wirklich kommen, würde er dafür sorgen, dass du gleich wieder kehrtmachst. Auf deinen eigenen Füßen, falls du dich sputen würdest, und wenn nicht, dann in einem Sarg. Er war aber sturzbetrunken. Das war in der Gaststube. Dein Vater hat ihn mit der Faust geschlagen.«

»Das hat er mir nicht erzählt«, sagte Olaf.

»Oh«, sagte ich dümmlich. »Na, jetzt weißt du's. Den Leuten hier hat es nicht gefallen. Sie haben gesagt, man schlägt keinen Krüppel. Aber wenn du mich fragst: Hilde kann froh sein, dass dein Vater zur Stelle war.«

Olaf nickte zustimmend. »Was ist während meiner Abwesenheit im Dorf sonst noch passiert?«

»Heidrun Brodersen wurde wegen Kindsmordes verhaftet, und Käthe Grimm ist verschwunden.«

»Käthe? Die verrückte Käthe?«

»Sie ging eines Nachts fort und ist nie zurückgekehrt. Sie hat sich mit Sicherheit im Moor verlaufen.«

Olaf legte den Kopf schief. »Und was hast du so getrieben?«
Ich zuckte mit den Achseln, holte tief Atem, und sagte schnell,
»Ich will mir ein Moped kaufen.«
Olaf lachte laut heraus, »Na, vielleicht kann ich dir helfen.«

*

Den ganzen Frühling und Sommer arbeiteten Olaf und Alex am Haus, und ich ging ihnen jeden Nachmittag und Abend zur Hand, gleich nach der Schule. An Tagen, an denen nicht viel im Gasthaus zu tun war, kam auch Olafs Vater zu uns hinaus, und wir zimmerten, schleppten und legten Ziegel und unterbrachen unsere Arbeit nur, wenn Hilde uns ein kaltes Abendessen servierte.

»Wir haben dich vermisst«, sagte Bernd Frick eines Tages im Juni. Er trug kein Hemd, und seine Muskeln waren immer noch fest. Er trocknete sich Brust und Rücken mit einem Taschentuch ab. »Manchmal habe ich mich gefragt, ob du je wiederkommen würdest.«

»Ich habe euch Ansichtskarten geschickt«, sagte Olaf.

»Sieben Jahre, dreizehn Postkarten. Das hat einem das Warten nicht gerade leicht gemacht.« Er schnäuzte sich und verstummte, doch Olaf sah, dass sein Vater noch nicht fertig war, und wartete geduldig.

»Weißt du«, fing der alte Mann an, »ich hab mich immer gewundert, ob die Geschichten über die See, über die Matrosen, wahr sind.« Er lachte in sich hinein. »Du weißt schon, ein Mädchen in jedem Hafen, solche Geschichten.«

Ich tat, als hätte ich die Frage nicht gehört, und fing an, im Zimmer herumzurühren. Doch aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, dass Alex seinem Vater gebannt zuhörte.

Olaf schüttelte den Kopf. »Für manche schon.«

»Es war eine lange Zeit. Niemand würde es dir vorwerfen. Ich zumindest würde es dir nicht vorwerfen.«

»Wir hatten kaum Zeit genug, uns zu betrinken«, sagte Olaf. »Und ich hatte ein Ziel vor Augen.«

»Du bist nie schwach geworden? Sieh mal, ich war über fünfunddreißig Jahre verheiratet, aber ich war Versuchungen ausgesetzt.« Er unterbrach sich und sah sich um, aber niemand war in der Nähe. »Ich kenne viele, die ihnen nicht widerstehen konnten.« Dann seufzte er. »Du musst in diesen seltsamen Städten viele hübsche Mädchen getroffen haben. Die müssen einen so gut aussehenden Kerl wie dich doch umschwärmt haben.« Seine Worte kamen nun stockend, und er musste lächeln. »Gibt's da irgendetwas, das du mir sagen solltest?«

Olaf schluckte schwer. »Matrosen sind keine Engel, und wenn man für Monate auf einem Schiff eingesperrt ist, verlieren einige den Kopf.«

»Ja, ein paar verlieren wohl den Kopf«, sagte Bernd schließlich und lachte und nahm einen Schluck Bier. »Ich bin froh, dass du endlich wieder da bist.«

*

Die erste Begegnung zwischen Olaf und Jan fand ein paar Tage später vor Fricks Krug statt. Jan tauchte in der Dämmerung plötzlich hinter der Gaststätte auf und begann, den halbfertigen Anbau zu inspizieren. Schweigend starrten die Männer einander an, Alex und ich traten einige Schritte zurück; wir rechneten mit einem Kampf. Aber dann zuckte Jan mit den Achseln, grinste und sagte: »Heh da, Matrose, wie wär's mit einem Schnaps?«

Olaf lud uns alle ein; nie hatte ich mich so erwachsen gefühlt. An den Tischen um uns herum saßen Männer aus Brümmers Fabrik, die laut über eine Geschichte des alten Jens Jensen lachten. Alex und ich tranken Bier, unsere Klamotten waren voller Flecken, zementbeschmiert, und sie stanken nach Schweiß. Uns stand ein Platz unter den Männern zu.

»Ich sehe scheußlich aus«, sagte Jan, als wir die Gläser von der Theke nahmen und uns an einen der Tische setzten, »aber ich hege keinen Groll. Damit bin ich durch. Ich bin froh, dass du mich nicht den ganzen Arm gekostet hast.« Der Stumpf war nun in Leder gehüllt, und Jan sagte, dass ihm vielleicht eine künstliche Hand angepasst werden würde.

Alex sah misstrauisch drein und schien bereit, aufzuspringen und, falls notwendig, seinen Bruder zu verteidigen. Er überragte Olaf und war wohl der Stärkste von uns allen. Doch es kam zu keinem Kampf. Jan und Olaf wurden zwar keine Freunde, aber sie hielten Frieden. Jan hatte in Brümmers Fabrik weiterarbeiten können und schlug sogar vor, dass sich Olaf wieder dort bewerbe. Doch Olaf hatte mit dem Besitzer der Reparaturwerkstatt gesprochen, und da dieser kurz zuvor seinen besten Mann verloren hatte, willigte er ein, sein Geschäft an Olaf zu verkaufen, sobald das Fricksche Haus fertig wäre.

Unser Dorf machte es ihm einfach. Die Mädchen hielten nach Schulschluss vor dem Gasthaus an, um die eigenartigen Tätowierungen auf Olafs Armen und Rücken anzugaffen, und fragten ihn, was sie bedeuteten und wo er sie bekommen hatte. Die Nachbarn kamen und halfen aus, und Liese Fitschen, die nebenan wohnte, brachte uns oft Kaffee oder bot uns dicke Stücke von ihren Kuchen an, die sie zweimal die Woche backte.

»Ganz so wie früher«, sagte Olaf. Als Junge hatte er die Fitschens sehr gemocht, sie hatten ihm Kekse und Süßigkeiten zugesteckt, so oft er an ihre Tür kam.

»Ja,« erwiderte Liese. »Du warst ein solcher Lausebengel, und sieh dich jetzt einmal an.«

Veronika, die Jüngste von Lieses Töchtern, kam manchmal zur Hecke, die die zwei Grundstücke trennte, und sah uns wortlos bei der Arbeit zu. Jedes Mal, wenn er sie sah, winkte Olaf ihr zu, und jedes Mal lief sie fort. Olaf lachte ihr nach: »Sie wird noch jung genug sein, um mit meinen eigenen Kindern zu spielen.«

Veronikas Brüder waren freimütiger. Olaf hatte sie noch gekannt, als sie zu klein waren, um in die Schule zu gehen, aber wenn sie nun auf der Baustelle auftauchten, um uns bei der Arbeit zuzusehen, rauchten sie billige Zigarren und pfften den Mädchen hinterher.

»Hast du den Klabautermann gesehen?«, wollten sie wissen. »Wie groß war der? Hast du den Malstrom gesehen? Wie bist du dem entkommen? Hast du es mit vielen Frauen getrieben? Wie sind schwarze Frauen? Wie sind die Gelben? Gibt es wirklich Inseln, wo alle Leute nackt rumlaufen?«

*

Das Richtfest wurde im Juli gefeiert, als schon Ferien waren und Lieses Kinder den ganzen Tag Zeit hatten, beim Gasthaus herumzulungern und Olaf trotz der Ermahnungen ihrer Mutter mit Fragen zu bombardieren. Jeden Morgen nahm Liese ihre jüngste Tochter mit zum Bäcker und ließ das Mädchen auf dem Nachhauseweg die Einkaufstasche tragen. Kurz darauf rannten die anderen Kinder in den Garten und ins Dorf hinaus.

Ich war mächtig stolz, als der Richtkranz gesetzt wurde und stand mit einem Bier neben meinem Vater, der mir auf die Schulter klopfte und mir eine Zigarette anbot. Bernd Frick schien mit unserer Arbeit zufrieden – er schenkte Korn an die Nachbarn aus und ließ sich mit Olaf, Alex und Hilde fotografieren. Seine Kinder hatten ihm nichts als Unglück beschert, aber in dieser Julinacht schien für ihn alles wie verwandelt. Alex und Olaf waren nach Hemmersmoor zurückgekehrt und würden ihm endlich zur Ehre gereichen.

Nur Hildes Gesicht hatte sich nicht erhellt, als die Kornflasche herumgereicht wurde, und sie hielt sich den ganzen Abend abseits. Die allgemeine Freude schien sie kalt zu lassen, sie wirkte mürrisch.

»Ist es nicht so, wie du es dir gewünscht hast?«, fragte Olaf.

»Es ist schon hübsch«, entgegnete sie. »Ich muss mich nur erst daran gewöhnen.«

»Liebst du mich nicht mehr?«, fragte er mit einem Lachen.

»Das ist es nicht.« Sie hatte den grinsenden Dämonen, der Olaf vor zwei Jahren in Shanghai mit schwarzer Tinte auf den Rücken tätowiert worden war, und den die Mädchen im Dorf in ihre Schulhefte übertrugen, mit ihrem kurzen, blassen Finger nachgezeichnet und sich geweigert, sich Olafs Geschichte, warum er ihn sich hatte stechen lassen, anzuhören. Und Alex hatte mir erzählt, dass Hilde bislang darauf bestanden hatte, dass ihr Mann in Annas altem Zimmer schlief, weil sein unruhiger Schlaf sie wachhalte. Sie sei schon voller blauer Flecken.

»Was ist es denn sonst?«, fragte Olaf.

»Wir waren Kinder, als wir geheiratet haben«, sagte sie, dann wandte sie sich abrupt ab und lief davon. Olaf sah, dass ich ihnen zugehört hatte, lachte unbeholfen auf und zuckte mit den Schultern. Obwohl es fast dunkel war, konnte ich sehen, dass er rot angelaufen war.

Schließlich zogen die Eheleute in das neue Haus ein und teilten das große Bett, das Alex und sein Vater zusammen gezimmert hatten. Olaf hatte das Schlafzimmer nach seinen Plänen gebaut und ließ einen teuren Schminktisch aus Hamburg kommen. Hilde zeigte ihn allen Frauen im Dorf, und meine Schwester Birgit schwärmte von dem goldgerahmten Spiegel. »Du kannst dir selbst beim Kämmen zuschauen und dich zurechtmachen. Und wenn mir ein Mann wie Olaf zuschaute, würde ich mich den ganzen Tag mit Cremes einreiben und mir das Haar flechten.«

»Unsinn«, gab meine Mutter zurück. Sie war von dem Schminktisch nicht beeindruckt. »Für was brauchst du einen goldenen Spiegel? Dein Haare sind so dick wie Binsenhalme, und wie viel Schminke du dir auch ins Gesicht reibst, du kannst deine Sommersprossen doch nicht verbergen.«

*

Alex bewarb sich nach dem Sommer auf dem Gut der von Kamp-hoffs um Arbeit, doch die einzige Position, die ihm sein einstiger Schwiegerbruder anbot, war die eines Aushilfschauffeurs. Mit einer Sondererlaubnis trat er die Stelle im September an. »Ohne meinen Vater hätten die mich nicht einmal als Stalljungen eingestellt«, schimpfte er, als ich ihn eines Tages in seiner neuen Uniform auf dem Dorfplatz traf.

Ich hatte mir von meinem Ersparten ein Moped gekauft und konnte abends nach Groß Ostensen fahren. Doch meist knatterte ich nur durch unser Dorf und landete auf dem Dorfplatz. Als wir dreizehn gewesen waren, hatten wir geglaubt, dass man mit einem Moped die Mädchen herumbekäme, aber die Mädchen in Groß Ostensen wollten von meinem Moped nichts wissen. Sobald ich abstieg, konnten sie Hemmersmoor an mir riechen. Es war mein Gang, mein Gesicht, meine Aussprache. Ich trug unser Dorf wie ein Joch um den Hals.

»Verschwende deine Zeit nicht mit den Schönen«, riet mir Alex. Sein Haar war voller Pomade, seine gelackten Schuhe waren so groß wie Torfkähne. »Nur die Hässlichen lassen dich ran«. Das leuchtete mir ein, und nachdem sich noch zwei Mädchen beschwerten, dass ich keine Haare auf der Brust hätte und meine Zähne ganz verquer stünden, ließ ich mich mit Linde Janeke ein. Ich hatte sie als Junge ein paar Mal geküsst, doch nach ihrem Unfall nicht mehr angesehen. Keines der Mädchen im Dorf konnte sie leiden, und niemand sah sie je im Krug tanzen, doch nach Einbruch der Dunkelheit fuhren wir zusammen aufs Moor. Dann waren die Narben in ihrem Gesicht verschwunden, und ihre Haut glänzte milchig, und sie schlang sich um mich und befahl mir, sie zu ohrfeigen oder sie mit meinem Gürtel zu schlagen. Nur wenn ich tat wie sie geheißen hatte, durfte ich meine Hosen aufknöpfen.

Wenn wir nachts durchs Dorf fuhren, konnten wir Olaf oft allein vor dem Krug stehen oder durchs Dorf laufen sehen. Hilde war nie

an seiner Seite, und ich konnte mir nicht vorstellen, was ihn wachhielt. Vielleicht vermisste er die See, sagte ich zu Linde, aber sie lachte mich aus.

»Was sonst?«, fragte ich.

»Dummkopf«, sagte sie. »Wenn du es dir nicht denken kannst, werd ich es dir nicht verraten.«

Als ich eines Nachts etwas abseits des Dorfes auf sie wartete, kam Olaf die Straße entlang. Er trug ein Bündel in der Hand, und als er mich erkannte, trat er auf mich zu. Es war fast Mitternacht, mein Vater drehte auf dem Fahrrad seine Runden, aber hier würde er uns nicht sehen. Olaf fragte, wie es mir gehe, und schaute sich mein Moped an, aber meine Antworten waren einsilbig. Ich hatte Angst, dass Linde sich vor ihm nicht zeigen würde, und ich hatte sie schon zwei Nächte nicht gesehen.

»Wartest du auf jemanden?«, fragte er endlich und lächelte.

Ich nickte erleichtert. »Was hast du da?«, fragte ich und wies auf sein Bündel. Ich wollte nicht undankbar scheinen.

»Oh«, sagte er. »Krimskrams. Kann nichts mehr damit anfangen.« Er öffnete das Paket ein wenig, und ich erkannte den Buddha, den blauen Skarabäus, die Freiheitsstatue.

»Warum willst du die loswerden?«

Er zuckte mit den Schultern. »Hilde kann sie nicht leiden. Und mir sehen sie schon ganz unwirklich aus. Als ob ich sie erfunden hätte. Souvenirs sollen dich doch an etwas erinnern, aber hier sind sie mir ganz fremd. Es gibt keine anderen Länder mehr.« Er schwieg für einen Moment, dann sagte er: »Hier«, und drückte mir das Bündel in die Hand. »Ich wollte sie vergraben, aber vielleicht kannst du sie für mich aufheben.«

»Klar«, sagte ich, ohne recht zu wissen, was ich mit Olafs Schätzen anfangen würde.

Olaf grinste schief. »Na, ich werd dich mal allein lassen«, sagte er und ging weiter.

»Heh«, rief ich ihm hinterher. »Danke.«

Er drehte sich noch einmal um und winkte mir zu.

Was später in jener Nacht in Fricks Krug passierte, wurde in unserem Dorf oft angedeutet, aber nie richtig erzählt. Manche spekulierten, dass Olaf auf seinen langen Reisen krank geworden war, und dass er Hilde kein Mann mehr sein konnte. Andere vermuteten, dass Olaf zu viele Frauen in fremden Häfen getroffen hatte, um sich je wieder auf nur eine einlassen zu können. Wieder andere behaupteten, dass Olaf schon immer ein Herumtreiber und Tunichtgut gewesen war, und dass ihn sein Vater aus dem Haus warf, um weiteres Unheil zu verhindern. Niemand gab sich zu viel Mühe, die Wahrheit herauszufinden. Die schien zu hässlich.

Ich wartete in jener Nacht, bis Linde erschien, und wir fuhren zu einer alten Scheune in der Nähe von Brümmers Fabrik. »Ich bin nicht aus Zucker«, beschwerte sie sich schon bald. Ich riss ihr die Bluse auf, rieb und drückte ihre kleinen Brüste. Ihr erster Hieb traf mich aufs rechte Ohr, und Sekunden lang hörte ich nur lautes Klingeln. Ich versuchte, ihr die Arme festzuhalten, doch mit der Stirn erwischte sie mich am Mund, ich schmeckte Blut, sie lachte mich aus. »Du bist wie ein Nieselregen. Ich werde einfach nicht nass.« Dann trat sie mir gegen das Schienbein und stampfte mir mit dem Absatz auf den Fuß. Darauf schlug ich ihr ins Gesicht, und sie versetzte mir einen Hieb gegens Kinn. Ich schlug härter zu, und sie verstummte, erstarrte. Ich zerriss ihr die Unterhosen, schlug ihre Schenkel, ohrfeigte sie. Sie zitterte stumm, bebte, wartete auf meine Schläge, und ich gehorchte. Schließlich wandte sie sich um, lehnte sich auf den Rücksitz meines Mopeds und streckte mir ihren Hintern entgegen. Doch der Boden war sandig, und der Mopedständer gab unter unserem Gewicht nach, und Linde stürzte mit der Maschine zu Boden.

Ich riss sie hoch und stieß sie beiseite und inspizierte mein Moped. War etwas verbogen, war Linde in die Speichen getreten? Ich wischte den Lenker mit ihren Unterhosen ab, alles schien in Ord-

nung. Zur Sicherheit startete ich die Maschine, doch als sie ansprang, bemerkte ich plötzlich, dass Linde nicht mehr in der Scheune war. Ich rief nach ihr, bekam aber keine Antwort. Ich konnte ihr Lachen noch hören, ihr verächtliches Schnauben. Ich machte mir nicht die Mühe, nach ihr zu suchen.

*

Kurz nachdem Olaf mir sein Bündel gegeben hatte, war er nach Hause zurückgekehrt. So hat es mir jedenfalls Alex berichtet. Ihm war die Angelegenheit zuwider, sagte er, doch er schien darauf versessen, mir seine Geschichte zu erzählen. Und als ich später aufsprang und sagte, dass er besser den Mund halten solle, bestand er darauf, dass ich ihn zu Ende anhörte.

Er war am Abend vom Gut der von Kamphoffs zurückgekehrt und hatte in der Gaststube gearbeitet, als Olaf sich schweigsam und gedankenverloren zu ihm an die Theke setzte. Die Brüder sprachen kein Wort, aber kurze Zeit später hatte sich eine Hand auf Olafs Schulter gelegt.

»Solltest du nicht zu Hause bei deiner Frau sein?« Es war Jan, der Olaf anlächelte. In der Rechten hielt er ein Glas Bier, mit seiner neuen Prothese gab er Olaf einen Klaps.

Olaf missachtete die Tatsache, dass Jan nicht sein Freund war. Vielleicht musste er es auch einfach loswerden. »Das ist es ja gerade«, stieß er hervor. »Seitdem ich zurückgekommen bin, behandelt sie mich wie einen Fremden.«

Alex stand auf, um den beiden Männern Schnaps einzuschenken. Jan setzte sich neben Olaf auf einen Hocker und sah ihn offen an. »Du warst lange Jahre fort. Sieben Jahre sind sogar hier in unserem Dorf eine lange Zeit. Du warst länger fort, als ihr beide je zusammen wart.«

»Aber es will nicht besser werden«, sagte Olaf. »Ich hab es versucht, aber sie wehrt mich ab.«

»Es mag schon noch werden«, sagte Jan. »Meine Frau und ich«, fing er an, hob die neue Hand in die Höhe und winkte Olaf mit einem Grinsen zu, »wir haben unsere Höhen und Tiefen erlebt. Wenn wir nachts allein sind, löscht sie alle Lichter, sodass sie nicht sehen muss, wer sie da berührt.«

»Aber du bist ...«, sagte Olaf und hielt sofort inne.

»Ich bin verkrüppelt. Sicher.«

»Es tut mir leid, Jan«, sagte Olaf. »Wirklich.«

Jan sprach weiter, ohne auf Olafs Entschuldigungen einzugehen. Seine Stimme, sagte Alex, wurde noch ruhiger und noch sanfter. »Aber es gibt Dinge, die noch viel hässlicher als meine Hand sind.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Olaf, und Alex sah, wie das Gesicht seines Bruders rot anlief und der sich mit einem Ruck aufrechter hinsetzte.

»Du warst lange Zeit fort, wirklich lange Zeit für so ein junges Mädchen. Die Leute hatten daran gezweifelt, dass du je wieder heimkehren würdest. Sie ist bildschön.«

»Du bist betrunken«, sagte Olaf. »Aber ich werd mir dein wirres Zeug nicht weiter anhören.«

»Ach, willst du mich niederschlagen wie dein Vater? Erst machst du mich zum Krüppel, und dann willst du mich verprügeln? Aber du hast recht«, sagte er und stand von seinem Hocker auf. Er lächelte wieder, seine Stimme noch immer sanft und höflich. »Ich bin betrunken.« Er ließ Olaf sitzen und wandte sich einigen seiner Kollegen zu. Doch dann hielt er inne und sagte, »All das Schlechte, das ich dir wünschen könnte, hast du dir schon selbst eingebrockt. Sieh dich um, Matrose. Erzähl Liese Fitschen, dass ihre Veronika genauso hübsch aussieht wie ihre Mutter.«

In jener Nacht ging Olaf nicht schlafen, und Alex leistete ihm Gesellschaft, noch lange nachdem die Gaststube geschlossen hatte. Die beiden Brüder saßen in der Dunkelheit und tranken. Olaf mochte das Schlafzimmer seiner Frau nicht betreten.

Früh am Morgen standen sie am Gartentor und warteten auf Liese und ihre kleine Tochter. Alex hat mir versichert, dass er versuchte, seinen Bruder davon abzuhalten, doch Olaf ließ nicht mit sich reden. Als Liese und Veronika auf die Straße traten und ihre Nachbarn grüßten, bekamen sie keine Antwort. Stattdessen hob Olaf das Mädchen in die Höhe und sah ihr ins Gesicht.

»Was soll das?«, fragte Liese misstrauisch, aber Alex bedeutete ihr, zu schweigen.

»Sie sieht dir überhaupt nicht ähnlich«, sagte Olaf.

»Lass sie in Ruhe«, sagte Liese mit fester Stimme. »Sie gehört mir.«

Veronika fing zu weinen an. Sie hatte Hildes Mund, ihre runden Wangen. Sie hatte sogar dieselben blauen Augen.

»Das kann nicht sein«, sagte Olaf und wandte sich an Alex. Doch sein Bruder nickte stumm. Die Ähnlichkeit war zu groß.

»Du kannst sie mir nicht wegnehmen«, stieß Liese hervor und fing selbst zu weinen an. »Sie gehört mir.«

»Wann ist sie geboren? Ich werde ihr den Hals umdrehen, wenn du mir nicht antwortest.« Olaf hielt das Mädchen an den Zöpfen fest.

»Vor vier Jahren, im März. Vier Jahre. Sie ist mein, mein, ich schwöre es. Ich schwöre es dir, Olaf, sie ist mein.«

»Du lügst«, sagte Olaf, aber er ließ Veronika, deren Gesicht vor Entsetzen starr war, endlich zu Boden. »Sie ist ihre Tochter, Hildes Mädchen. Jan kennt die Wahrheit. Wahrscheinlich weiß es das ganze Dorf, dass du mich angelogen hast.«

Als die zwei Brüder ins Haus zurückkehrten, stand Hilde in der Stube und hinter ihr erschien Bernd Frick. Das Gesicht des alten Mannes schien noch zerfurchter als üblich. »Ich hab den Krawall draußen gehört«, sagte Hilde. »Ich hab mir Sorgen gemacht. Was wolltest du von Liese?«

»Das Mädchen ist deine Tochter«, sagte Olaf. Er konnte die Worte kaum hervorbringen. »Wer ist der Vater?«

»Unfug«, sagte Bernd Frick. »Was für ein Gedanke.«

»Warum leugnest du es? Sie sieht wie Hilde aus. Warum habt ihr sie fortgegeben? Wer ist der Vater? Wer?«

Eine lange Weile sprach niemand. Hilde stand still da und schaute auf ihre bloßen Füße. Schließlich sagte Olafs Vater: »Sie dachte, du seiest tot.«

»Und du hast es vertuscht, hast Liese das Mädchen gegeben.« Olaf trat ein paar Schritte auf seinen Vater zu und begann, mit beiden Fäusten auf ihn einzuprügeln. Der Kopf des alten Mannes flog nach hinten, dann gaben seine Knie nach. Er sackte zu Boden. Alex sprang hinzu und riss seinen Bruder zurück.

Mit einem Schrei warf sich Hilde über Bernd, ihr Haar bedeckte sein Gesicht. Sie hielt ihn in den Armen, wiegte ihn, und streichelte seinen Kopf. »Ja«, sagte sie zu Olaf. »Wir haben gehofft, dass du nie zurückkommst.«

*

Wenn jemand aus Hemmersmoor fragte, was aus Olaf Frick geworden war, zuckten die Leute mit den Schultern. »Der Ruf der See«, vermutete der Bäcker. »All die Jahre in jenen gottlosen Ländern. Das zeichnet einen.«

Der Postbote sagte nichts. Er trug nie wieder eine Postkarte aus Shanghai oder Borneo aus. Die Schulmädchen wandten ihre Aufmerksamkeit erneut Rutger von Kamphoff zu, der in schwarzen Anzügen noch besser aussah. Er war wieder zu haben, und alle Mädchen fragten sich, was sie anstellen sollten, um aufs Gut eingeladen zu werden.

Wenn jemand Jan Hussel fragte, streichelte der abwesend die schwarzen Finger seiner Prothese. »Dumme Sache. Der hätte noch was werden können.« Er schien aufrichtig bekümmert und sagte, er bedaure, Olaf vor dessen Abreise nicht noch einmal gesprochen zu haben.

Alex zuckte als Antwort auf Jans Worte mit den Achseln. Ich hatte ihm schwören müssen, nichts von der Geschichte zu erzählen; er musste das Geschäft seiner Familie und ihren guten Ruf schützen. Er würde nicht immer nur ein Fahrer der von Kamphoffs bleiben. Wann immer ihn die Leute im Dorf auf Olaf ansprachen, schüttelte er nur den Kopf. »Viel zu tot hier für einen wie den.«

ANKE

Durch mein Stipendium, das ich im folgenden Herbst antrat, blieb ich mit dem Großen Haus in Verbindung, und an manchen Tagen erhielt ich eine Einladung zu einer der Soireen auf dem Gut der von Kamphoffs. Meine Mutter konnte ihr Glück kaum fassen, und wenn der schwarze Mercedes vor unserem Haus anhielt, hätte sie die ganze Nachbarschaft versammeln mögen, damit alle ihrer Tochter beim Einsteigen zusehen könnten. »Rutger hat ein Auge auf dich geworfen«, versicherte sie mir tagein und tagaus. »Halt ihn dir warm.« Sie wusste nicht, wie sehr ich ihren Rat befolgte. Ich schwieg von den Treffen, die Rutger von Zeit zu Zeit für uns arrangierte, und die er vor seiner Familie geheim hielt. Er trug noch immer schwarz.

Im Frühjahr, kurz vor Ostern, kam ich eines Tages nach Hause, ohne jemanden anzutreffen. Meine Mutter hatte mir mein Essen in den Ofen geschoben, und die Nachricht, die sie mir auf dem Tisch hinterlassen hatte, besagte, dass sie den Nachmittag in Groß Ostensen verbringen werde. Mein Vater war mit meinen Brüdern auf dem Feld und würde nicht vor dem Abend zurückkehren.

Ich atmete auf. Je mehr Zeit ich auf dem Gut verbrachte, desto enger schien es mir zu Hause zu werden. Die Gerüche, die aus unserer Küche ins ganze Haus drangen, waren mir verhasst, und ich konnte es nicht mehr ertragen, meinem Vater beim Essen zuzusehen. Es war scheußlich, wie laut er seine Suppe schlürfte; nach jedem Bissen Fleisch puhlte er sich zwischen den Zähnen herum. Meine Brüder schmatzten und sprachen ständig mit vollem Mund.

Ich war also nur zu glücklich, sie nicht anzutreffen, und mich ganz allein auf mein Treffen mit Rutger vorbereiten zu können. Der Fahrer würde mich um vier Uhr abholen.

Rutgers Heirat mit Anna Frick war für seine Familie ein einziger Skandal gewesen, und allein Fricks Geld hatte Bruno von Kamphoff und dessen Frau überzeugt. Anna war eine von uns gewesen, eine Dorfschönheit mit roten Wangen und ohne Manieren. Ich wusste, was passierte, wenn wir Mädchen uns mit Leuten wie den von Kamphoffs einließen. Und obwohl ich spürte, dass es Rutger ernst war, hatte ich bis jetzt seinem Drängen nicht nachgegeben. Mein Vater verfügte über keine Reichtümer wie die Fricks. Ich hatte meine junge Haut und schönes braunes Haar. Niemand hatte mich bisher berührt.

Diesen Gedanken hing ich nach, während ich mich wusch und ein neues Kleid anzog, eines, das Rutger noch nicht dutzende Male gesehen hatte. Ich bürstete mir das Haar und verdrängte Gedanken an meine Freundin Linde. Wie viel besser wusste ich die Gelegenheit, die sich mir geboten hatte, zu nutzen. Es wäre Verschwendung gewesen, ihr eine solche Gelegenheit anzubieten. Und ohnehin war ihr Gesicht entstellt – sie hatte dem zukünftigen Erben des Großen Hauses noch weniger zu bieten als ich.

Gegen drei hörte ich ein Auto vor unserem Haus, und verwundert sah ich, dass es wirklich der schwarze Mercedes der von Kamphoffs war. Der Chauffeur stieg aus und kam langsam auf unsere Haustür zu. Hatte er sich in der Zeit geirrt?

Mit offenem Haar und ungeschminkt rannte ich die Treppe hinunter und öffnete die Tür. Meine Überraschung war groß, als sich nicht, wie sonst üblich, der elegante junge Mann höflich verbeugte, sondern Alex Frick die schwarze Kappe abnahm und mich angrinste. »Anke?«, sagte er gemächlich. »Der Wagen steht bereit.«

»Du...?« fragte ich. Ich konnte mir keinen Reim auf Alex' Erscheinen machen. »Was soll das?« Ich wusste, dass Fricks Sohn wieder in Hemmersmoor war, aber er hatte sich bis dahin kaum im Dorf sehen lassen. Meine Eltern hatten seit dem Tod meines Bruders keinen Fuß mehr in Fricks Krug gesetzt, und sie hatten sich sogar ge-

weigert, zur Beerdigung von Frau Frick zu gehen. Alex' Strafe, sagten sie, war wegen Behördenbestechung so milde ausgefallen. Drei Jahre für einen Sohn. Was für eine Gerechtigkeit war das?

»Ganz recht«, sagte Alex. »Ich bin der neue Chauffeur. Kann ich reinkommen?«

»Der Chauffeur?«, fragte ich.

»Oh, bist du nun schon eine von den Herrschaften?«

»Du bist zu früh«, sagte ich und hörte selbst, wie dumm das klang. »Das ist nicht, was ich meinte. Du solltest nicht hier sein. Wenn meine Mutter zurückkommt ...«

»Nicht vor dem Abendessen ...«

»Das kannst du nicht wissen.«

»Und dein Vater ist auf dem Feld. Du hast dich herausgeputzt.« Alex sah mich von oben bis unten an. Er konnte kaum achtzehn Jahre alt sein, aber er sah älter aus. Er war gewachsen und so füllig und so langsam wie ein älterer Mann. Er sah komisch aus in seiner Uniform und mit seinen buschigen Augenbrauen, die zusammengewachsen waren. Komisch und irgendwie niedlich, wie ein Zirkusbär. Er bewegte sich so träge und entspannt wie ein Mann, der weiß, dass er mit seiner Faust Löcher in die Wand schlagen kann.

Er trat über die Türschwelle, ohne dass ich ihm Platz gemacht hätte – ich musste ihm ausweichen. »Mach dich nur fertig«, sagte er. »Ich warte hier unten.«

»Wenn meine Eltern herausfinden...«, sagte ich.

»Ich weiß, was ich getan habe. Aber ich habe eine Schwester verloren.« Alex schaute sich ruhig in unserer Diele um. »Ich weiß, wie das ist.«

»Dafür kann ich nichts«, sagte ich zornig.

»Das habe ich auch gar nicht gesagt.« Er lächelte. »Es scheint aber, als ob du ihren Platz einnehmen wirst. Rutger war in seinen Anweisungen sehr genau.«

Ich spürte, wie ich rot anlief. Hatte Rutger etwa mit Alex über

mich gesprochen? Es schmeichelte mir, dass Rutger wirklich Pläne für uns zu haben schien, doch wie konnte er sich nur seinem Fahrer anvertrauen? Ich musste mit Rutger reden. Und was hatte er sich überhaupt dabei gedacht, Alex einzustellen? Was hatte er sich dabei gedacht, ihn zu uns zu schicken? Wusste er denn nicht, was passiert war?

»Vielleicht wird er mich feuern, wenn du ihn darum bittest.« Alex' Lächeln wurde breiter, bis ich seinem Blick nicht mehr standhalten konnte. »Ich habe meinen Preis gezahlt, Anke«, fügte er ruhig hinzu. »Ich erwarte nicht, dass deine Eltern mich mit offenen Armen empfangen, aber was geschehen ist, war ein dummer Jungenstreich. Ich wollte deinen Bruder nicht umbringen.«

Sprachlos stand ich in der Diele; ich hielt noch immer die Haarbürste in der linken Hand.

»Ich werde im Wagen warten«, sagte Alex endlich. »Frau Hoffmann.« Er nickte leicht und rückte die Kappe zurecht.

*

Ich blieb fassungslos in der Diele stehen. Ich wollte meiner Mutter erzählen, was passiert war, ich wollte zu meinem Vater aufs Feld laufen, ich wollte Rutger sprechen. Schließlich lief ich die Treppen hinauf und in mein Zimmer und schminkte mich. Es gab gute Gründe für die Situation: Alex war Annas Bruder, er brauchte Arbeit, und auf dem Gut der von Kamphoffs war er seinem Vater nah, ohne sich viel im Dorf blicken lassen zu müssen. Und Rutger hatte wohl nie von Broders Tod gehört – unsere Angelegenheiten kümmerten die von Kamphoffs nicht.

Zwanzig Minuten später öffnete Alex mir die Wagentür, schloss sie sanft, stieg selber ein und fuhr los, und schon bald hatten wir das Dorf hinter uns gelassen. Aus dem Radio kam leise Musik – eine Hamburger Sängerin gab Seemannslieder zum Besten, und der Himmel hing ganz nah und wattig über den Feldern. Es war einer jener

Tage, die Sonne und Wärme versprochen, aber beides noch zurückhielten. Helles Grün zeigte sich an den Sträuchern am Straßenrand; alles sah blank und wie frisch geputzt aus. Ich trug nur eine leichte Strickjacke über dem Kleid. Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus. Vielleicht würde es noch regnen.

Er schien mich zu ignorieren. Er öffnete das Fenster, und obwohl es mir ins Haar fuhr, und ich fortrücken musste, ließ er es offen. Auf halbem Weg, in der Nähe einer alten Scheune, die nach einem Feuer nie wieder benutzt worden war und deren rußgeschwärztes Dach und löchrige Wände ganz hinfällig aussahen, bremste Alex ab und ließ den Wagen langsam dahinrollen.

»Eines Tages werde ich die Kneipe meines Vaters übernehmen«, sagte er.

»Ja«, sagte ich.

»Kann ich dir mit irgendwas helfen? Ich muss den alten Mann heute Nacht noch nach Bremen ins Theater fahren. Ich habe nicht viel Zeit.«

Als Antwort auf diese sonderbare Frage schüttelte ich den Kopf. »Ich brauche nichts.«

»Ich hab etwas Kaffee.« Er griff unter den Sitz und hielt einen Augenblick später eine orangefarbene Thermosflasche hoch. »Er ist nur lauwarm.«

»Nein, danke«, sagte ich vorsichtig.

»Ist nicht mehr heiß«. Alex hielt den Wagen an. Er schraubte die Plastikcappe ab und goss sich Kaffee ein. »Es macht mir nichts aus, dass er lauwarm ist. Der Körper nimmt lauwarme Flüssigkeit besser auf.«

»Ach«, sagte ich.

»Hab ich irgendwo gelesen.«

»Gut«, sagte ich.

Alex trank den schwarzen Kaffee und schaltete dann den Motor ab. Er öffnete die Fahrertür und atmete tief ein. »Von der Luft be-

komme ich Schluckauf«, sagte er, rülpste in seine Hand und lachte. Dann stieg er aus, stellte seinen Becher auf dem Wagendach ab und streckte sich.

»Wir sollten weiterfahren«, sagte ich. »Rutger wartet auf mich.«

»Sicher«, sagte Alex. »Sicher doch.« Dann öffnete er die linke Hintertür und setzte sich neben mich.

»Wir werden noch zu spät kommen«, sagte ich.

»Vielleicht«. Alex streckte die Hand aus und berührte meine Brust.

»Heh«, sagte ich und zwang mich zu lachen. Das konnte doch nur ein dummer Witz sein.

»Heh«, äffte er mich nach und legte mir die andere Hand auf die Hüfte. Seine Hände waren riesengroß, seine Finger dick; kleine schwarze Haare wuchsen auf ihnen.

Ich rutschte etwas nach rechts, und er rutschte mir nach. Ich griff nach der Tür und entriegelte sie, aber Alex' linke Hand legte sich um meinen Arm, und er schüttelte den Kopf. Dann legte sich seine Hand um meine andere Brust.

Ich hätte schreien können, ich hätte versuchen können, die Tür aufzustoßen und fortzulaufen, aber ich wollte nicht, dass er mich schlug. »Rutger wird ...«, sagte ich und konnte den Satz nicht beenden.

Alex schien mich nicht zu hören. »Du siehst komisch aus«, sagte er.

Das sanfte Nachmittagslicht schien in den Wagen, und als er mich auf den Rücksitz niederdrückte, konnte ich einen Moment lang die Sonne blass hinter einer dünnen Wolkenschicht ausmachen. Dann erschien Alex' Gesicht über mir. All das geschah sehr langsam, er schien keine Eile zu haben. Er saß über mir, knöpfte die Jacke auf und warf sie auf den Beifahrersitz. Dann öffnete er die Krawatte und legte sie ab und zog das Hemd aus. Schließlich öffnete er seine Hose.

»Weißt Du«, sagte er, »mein Bruder hatte all die komischen Zeichnungen auf seiner Haut.«

Ich nickte. Ich selbst hatte sie nie gesehen, aber meine Freundinnen hatten mir von Olafs Tätowierungen erzählt.

»In der Anstalt hatten ein paar Jungs die auch.« Er hielt einen Moment inne. »Ich glaube nicht, dass ich ein und dasselbe Symbol oder Bild ein Leben lang tragen könnte. Oder einen Namen.« Er schien gründlich darüber nachzudenken, so als ob er sicher gehen wollte, dass seine Worte auch stimmten. »»Anke«, zum Beispiel. Ich meine, wenn du das Mädchen eines Tages nicht mehr magst, ist der Name noch immer da, und er erinnert dich ständig an sie.«

Meine Stimme war leise und belegt. Es schien wichtig, dass ich ihm antwortete. »Vielleicht etwas Einfaches. Ein Kreis, ein Viereck, ein Dreieck.«

Alex lachte, er schien sich wirklich zu amüsieren. »Ein Viereck. Einfach«, wiederholte er grinsend.

»Ja, ein schwarzes Viereck. Muss gar nichts bedeuten. Einfach ein Viereck.«

»Hah. ›Was bedeutet das?‹ – ›Warum? Ich liebe Vierecke einfach«, sagte er, und wir beide lachten. Meine eigene Stimme schrillte mir in den Ohren.

»Ja, ein Viereck«, sagte ich.

Alex schwieg für eine Weile. Er saß in seinen Unterhosen neben mir auf dem Rücksitz. »Ich würde es gern sehen, wie sich jemand seinen Körper auf den Leib tätowiert.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich. Seine Hände hatten mich vergessen. Rede, Anke, flüsterte ich mir zu, rede einfach weiter. Sag nur etwas, sprich, halt ihn auf. Halt ihn nur auf.

»Nur der Umriss des Körpers, ein bisschen kleiner, sodass er passt«, erklärte Alex. »Die Finger sind auf die Finger tätowiert, die Arme auf die Arme. Na, das Gesicht wäre schwierig.«

Ich versuchte zu lächeln. »Die Augen, ja. Die Nase – die könnte man machen.«

»Und eine Sache müsste fehlen. Weißt du, der ganze Körper wäre

auf der Haut, aber eine Hand würde fehlen oder eine Wade. Und jeder würde auf die eine Wade stieren, weil die einfach fehlt.«

»Das wäre seltsam«, sagte ich. »Würdest du auch das Skelett auf die Haut zeichnen?«

»Vielleicht«, entgegnete er abwesend, aber ich konnte hören, dass er noch nie darüber nachgedacht hatte. »Es gäbe zwei Menschen, aber einer wäre unvollständig.« Mit diesen Worten rückte Alex etwas von mir ab, hob mein Kleid hoch und zog meine Unterhosen herunter. Das Radio spielte immer noch, die Sängerin hatte eine klare Stimme, und sie sang von Inseln im Meer und schweren Stürmen. Alex stieg aus dem Wagen und wandte sich ab. Er ließ die schwarzen Hosen zu Boden fallen. Auf dem Rücken hatte er zwei oder drei rote Flecken, ansonsten war er völlig weiß. Er konzentrierte sich so sehr darauf, die Knoten in seinen Schnürsenkeln zu lösen, dass er mich kurz zu vergessen schien. Ich lauschte der Musik und überlegte, wie ich aus dem Wagen springen und davonlaufen könnte. Ich wäre schnell genug, ich könnte es schaffen. Doch Alex' bloße Gegenwart, sein massiger, weißer Rücken, machten meine Pläne zunichte, und als er endlich die Schuhe auszog, hatte ich mich nicht einmal bewegt. Ich lag einfach auf dem Rücksitz und wartete, bis er fertig war.

Alex stieg wieder ein, legte sich schwer auf mich und zwang sich in mich. Er schaute mich nicht an. Er hielt den Kopf zur Seite gedreht und schien aus dem Rückfenster zu blicken. Er versuchte nicht, mich zu küssen.

Als er fertig war, blieb er auf mir liegen. Durch das Fenster konnte ich einen schmalen Streifen des Himmels sehen, dann schoben sich Alex' Kopf und sein geöltes Haar in mein Blickfeld. Die Sängerin bekam viel Applaus für eine Ballade von einem einsamen Matrosen und trällerte anschließend ein Lied vom Klabautermann. Das Publikum fiel in den Refrain ein.

Ich hatte mir vorgestellt, dass Alex sofort aufstehen und sich wie-

der anziehen würde. Ich hatte damit gerechnet, dass er mich schlagen würde. Ich hatte mir vorgestellt, dass er, sobald er fertig war, wieder auf dem Fahrersitz Platz nehmen würde. Doch er setzte sich nur auf, hängte seine Beine nach draußen, steckte den Kopf hinaus und starrte in den Himmel. Das Publikum wurde immer lauter und klatschte zu dem Lied vom Klabautermann, und in dem Moment, als mir klar wurde, dass ich keine Ahnung hatte, was Alex von mir wollte und was er vorhatte, schien es, dass ich den Verstand verlieren müsste. Ich war vor Furcht gelähmt gewesen, aber ich war irgendwie auch stolz auf mich gewesen, stolz, dass ich nicht geschrien und geweint hatte, dass ich ihm keinen Grund gegeben hatte, mich zu schlagen. Aber nun saß er zu meinen Füßen, eine Hand auf meinem Bein und sank in die Polster zurück. Ich wusste nicht, ob er schlief, er saß neben mir, und seine Hand rutschte mir zwischen die Beine, sie fühlte sich warm an. Er hielt die Augen geschlossen und atmete ganz ruhig.

In jenem Moment verließ ich meinen Körper, und vielleicht bin ich nie wieder zurückgekehrt. Das Musikprogramm endete, ein neues begann, diesmal eine Oper, und die Leute im Publikum hüstelten alle und waren dann still, und darauf setzten die Instrumente ein. Alex und ich lagen auf dem Rücksitz, es fing zu tröpfeln an, wenig später hämmerte der Regen auf das Wagendach. Die Musik machte mir Angst, die strahlenden Bläser, die Geigen, die lachenden Stimmen der Sänger. Ich wollte das Radio ausschalten, aber ich konnte nicht. Ich wollte aufstehen und die Oper ausschalten, aber ich wollte Alex nicht alarmieren. Ich konnte ihn jetzt riechen, es war ein fürchterlicher Geruch. Alex war verschwitzt und sein Schweiß hatte sich mit seinem Rasierwasser gemischt. Seine Wangen waren weich. Er hatte eine Stupsnase mit großen Poren und dicke, fleischige Lippen. Seine Ohren waren klein und fett.

Zuletzt seufzte er und stand auf und sumnte leise zur Musik. Er schaute sich nach mir um, und erst jetzt bemerkte ich, wie starr ich

da lag. Ich war wie eine Holzpuppe, die er auf die Rückbank geworfen hatte.

Alex zog sich langsam die Hosen an. Er suchte nach seinem Hemd; sein Haar stand in der Mitte gerade hoch, wie der Kamm eines Hahns. Und als ob ihm das selber aufgefallen wäre, glättete er es mit beiden Händen. Dann nickte er, vielleicht suchte er nach den geeigneten Worten, aber stattdessen fing er zu pfeifen an; mit zu viel Luft, um einen klaren Ton hervorbringen zu können.

Er knöpfte sich das Hemd zu, zog die Krawatte fest und schritt zur Kühlerhaube. Ich lag noch immer auf dem Rücksitz. Panik überkam mich, als ob ich erst jetzt völlig begriff, was passiert war. Aber ich konnte mich noch immer nicht rühren. Die kleinste Bewegung würde mich entzweibrechen.

»Sitzt meine Krawatte gerade?«, fragte Alex. Sein Kopf erschien erneut in der Tür.

Ich schüttelte den Kopf. Vorsichtig, Zentimeter um Zentimeter, zog ich mein Kleid herunter. Er schien es nicht zu bemerken.

»Könntest Du...?«, fragte er.

Ich setzte mich auf, seine Nässe tropfte aus mir. Ich unterdrückte einen Schrei. Vorsichtig stieg ich aus dem Wagen und rückte Alex' Krawatte zurecht.

»Danke.« Er drehte sich um, kugelte mit den Schultern, drehte seinen Hals, prüfte, ob sich alles richtig anfühlte. Dann zündete er sich eine Zigarette an. Auf der Straße zum Gut war sonst überhaupt kein Verkehr, kein Fahrrad oder Pferdewagen. Es regnete noch immer, aber das schien Alex nicht zu stören. »Als Junge wollte ich immer unter deine Bluse langen«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Bist du fertig?« Er hatte keine Eile.

Und mir wurde klar, dass Eile nicht vonnöten war. Nicht für Alex. Und für mich auch nicht. Es gab nichts, dem ich entrinnen konnte, nichts, wovor ich hätte flüchten können. Ich hörte noch immer die Musik, es klang jetzt leidenschaftlich, eine weibliche und eine männ-

liche Stimme schlangen sich umeinander, und obwohl ich in dem Moment an nichts anderes als an diese Musik denken konnte, wusste ich genau, dass Alex sich nicht fürchtete, und dass ich Rutger nie etwas von dieser Fahrt oder der nächsten sagen würde. Sollte ich jemals den Mund aufmachen, würde Alex vom Gut gewiesen, vielleicht sogar verhaftet werden. Und Rutger? Was würde er tun, nachdem er mit seinem Chauffeur fertig wäre? Mit welchen Worten würde er mich abwimmeln?

Mit meinem gestickten Taschentuch wischte ich die Rückbank ab, bevor ich wieder einstieg. Der Regen kühlte die Luft nicht ab, sie war noch immer sanft, und Alex schloss das Fenster nicht, als er sich hinter das Steuer setzte.

Ich hätte ihn verraten können, doch ich gab ihn nicht preis, nicht an jenem Nachmittag und auch nicht später. Mein Ziel, an Rutgers Seite zu leben, machte es unabdingbar, dass ich den Mund hielt. Und wichtig war, dass auch Alex nichts darüber sagte. Zudem vermittelte mir mein eigenes Schweigen nach kurzer Zeit das Gefühl, dass ich es gewesen war, die eine Schuld tat begangen hatte. Ich war nicht vergewaltigt worden, ich hatte es einer anderen angetan.

Manchmal, wenn der schwarze Wagen vor unserer Haustür zum Halten kam, fühlte ich mich schwach und gedemütigt, doch nach einigen Wochen wollte es mir scheinen, dass Alex und ich stille Verbündete seien. Irgendwann ließ mein Ekel nach, und ab da flößten Alex und sein Wagen mir Kraft ein. Seine Anwesenheit bereitere mich auf mein neues Leben vor, seine Berührungen waren nur ein Vorspiel zu Rutgers Gier. In Alex' Wagen war ich seine Komplizin. Es konnte nicht anders sein.

An dem besagten Nachmittag schaute Alex noch einmal in den Rückspiegel, versicherte sich, dass alles in Ordnung war und ließ den Wagen an. Es knirschte unter den Reifen, wie wir uns von der alten Scheune entfernten. Über die Musik hinweg sagte er, »Das nächste Mal kannst du ruhig etwas gefühlvoller sein.«

CHRISTIAN

In unserer Stube standen die Familienfotos auf einer kleinen Anrichte. Nicole und Ingrid, als sie noch klein waren, in unserem Garten, beide in weißen Kleidchen. Nicole bei ihrer Konfirmation vor der Kirche. Das Hochzeitsfoto meiner Eltern, in Fricks Krug aufgenommen. Meine Großmutter hielt ihre Augen geschlossen, und das Gesicht eines Blumenkinds war unscharf, weil es nicht stillhalten wollte. Ich war auf keinem einzigen Bild zu sehen. Meine Mutter hatte mich aus der Familie verbannt.

Ein Foto meines Vaters interessierte mich seinerzeit besonders. Es zeigte ihn als jungen Mann in Lederjacke, die er über seiner weißen Uniform trug. Neben ihm stand Bäcker Meier, der die rechte Hand auf die Schulter meines Vaters gelegt hatte und ebenfalls in die Kamera lachte. Beide Männer trugen Mützen mit steifen, schwarzen Schirmen, fast wie die Polizei, und sie standen vor ihren Lieferwagen, die nebeneinander geparkt waren. Im Hintergrund entluden einige Männer Milch und große Kisten voller Brot. Sie trugen Uniformen und hatten kurzes Haar und sahen wie Soldaten aus.

Meine Mutter hatte nicht ein einziges Bild meines toten Vaters fortgenommen, aber es war dieses eine, das ich mir jeden Tag anschaute. Ich war in Sylvia Meier, die Tochter des Bäckers, verliebt, und dieses Foto schien unsere Familien miteinander zu verbinden. Es bereitete mir Freude, aber doch auch ein gewisses Unbehagen, die beiden Männer so zusammen strahlen zu sehen. Mir war, als hätte mein Vater noch vor meiner Geburt in mein Leben und meine Liebe eingegriffen. Manchmal, wenn ich mir Sylvias Gesicht anschaute und die Finger über ihre Nase und Wangen gleiten ließ, kam es mir

vor, als ob mein Vater meine Hand führte, und Sylvia nicht mich, sondern meinen Vater sah.

Als mich eines Morgens meine Mutter mit dem Bild in der Hand erwischte, schlug sie auf mich ein. Meine Nase fing zu bluten an, einer ihrer Ringe ritzte mir die Stirn auf. Schon oft hatte der Lehrer mich ermahnt, mich nicht zu prügeln – ich sähe schrecklich aus. Meine weiße, fast durchscheinende Haut war wie eine Chronik, die den Zorn meiner Mutter verzeichnete.

In der Nacht verließ ich das Haus, um mich mit Sylvia an unserem Stammplatz am Ufer der Droste zu treffen. Sylvia hatte viele Jungen geküsst, und sie hatte es schon mit einigen getrieben. Sie war erfahren. Ich war kaum so groß wie sie, aber sie sagte, dass ich besonders sei, und sie versäumte keine unserer Verabredungen. Sie befühlte meine Narben, küsste meine Brandwunden, meine Abschürfungen, und sie leckte sie. In der Dunkelheit fuhr sie mit der Zunge über die Unebenheiten meiner Haut, und weil es fast Frühling war und wärmer wurde, waren wir halbnackt und keuchten. Sylvia übernahm die Führung. Sie knöpfte mir die Hosen auf und zog mir die Unterhosen herunter. Sie zeigte mir, wie ich ihren BH öffnen musste, und sie fragte mich, ob ich nicht neugierig sei, wie sie ohne ihre Strumpfhosen aussähe.

Oft dauerten unsere Treffen mehrere Stunden, aber in jener Nacht forderte mich Sylvia schon bald auf, meine Kleider wieder anzuziehen, und verließ unser Versteck am Fluss.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich.

Sie lachte. Ihre Beine waren nackt, die Strümpfe hatte sie in eine ihrer Manteltaschen gestopft. Wir ließen die letzten Häuser von Hemmersmoor hinter uns und liefen auf die kahlen Felder hinaus. Die Nacht war dunstig, Tausende feiner Tröpfchen klammerten sich an uns fest. Aber uns war warm.

»Treffen wir jemanden?«, fragte ich.

Sylvia küsste mich. »Sei still, Christian«, flüsterte sie.

Ich traute ihr und doch beunruhigte es mich, als wir immer weiter aufs Moor hinausliefen. Nach einer Weile hatten wir die Reihen der trocknenden Torfziegel hinter uns gelassen, harte Gräser überzogen den Boden. Riesenhafte Wolken zogen über unsere Köpfe hinweg. Die Lichter von Hemmersmoor waren längst nicht mehr zu sehen.

Nach etwa einer halben Stunde verlangsamte sie endlich ihre Schritte. Vor uns schossen dürre Bäume auf und winkten mit ihren Zweigen, und nach ein paar weiteren Schritten erreichten wir ein Tor. Verrosteter Stacheldraht schlängelte sich am Boden entlang.

»Du hast doch keine Angst, oder?«, Sylvia stieg das eiserne Tor hinauf. Ihre Beine schimmerten in der Dunkelheit.

Ich folgte ihr. »Wo sind wir?«, fragte ich. »Haben die Hunde hier?«

Sylvia sagte: »Pst! Hab keine Angst. Hier ist keiner.«

Wir gingen eine schmale, gepflasterte Straße entlang, und bald kamen wir zu einer niedrigen Baracke. Die Tür war abgeschlossen, Sylvia öffnete ein Fenster, und wir kletterten hinein. Sie knipste einen Schalter an, und im nächsten Moment standen wir zwischen dreißig Etagenbetten mit bloßen Matratzen, von denen einige fleckig waren. Es roch nach Staub, aber alles wirkte sauber und ordentlich.

Sylvias feuchtes Haar glitzerte unter der nackten Glühbirne, die von der Decke hing. Ihre Wangen waren rot.

»Wer wohnt hier?«

»Niemand«, sagte sie und streifte ihre Schuhe ab.

*

Drei Wochen später erzählte sie mir, dass sie sich in jemand anderen verliebt habe, einen zwanzigjährigen Fußballer, und dass wir uns nicht mehr sehen könnten.

Ich konnte nicht mehr richtig einschlafen, und ich konnte mich niemandem anvertrauen. Meine Mutter durfte nichts von Sylvia erfahren, und meine Schwester Nicole hatte keine Zeit für ›das Mons-

ter«. Sie musste sich um ihr Baby kümmern und konnte nicht gestört werden. Was auch immer ich ihr erzählte, sie petzte es sofort meiner Mutter.

Ich musste immerfort daran denken, was Sylvia mit ihrem Neuen trieb, und darüber musste ich weinen. Aber noch schlimmer war es, als ich nach zwei Tagen in eine solche Hoffnungslosigkeit verfiel, dass ich nicht einmal mehr peinigende Bilder heraufbeschwören konnte. Meine Welt war komplett verfinstert.

Nach einer Woche beschloss ich, den Ort aufzusuchen, den mir Sylvia gezeigt hatte. Die bloße Vorstellung der Baracke belebte meinen Schmerz aufs Neue, und ich war dankbar dafür. Ich würde sie bespitzeln, beschloss ich. Ich würde sie und ihren neuen Liebhaber beobachten. Ich würde ihr nahe sein. So nah.

Aber das war schwieriger, als ich es mir vorgestellt hatte. Ein Spaziergang nach Schulschluss war völlig unergiebig, und das Tageslicht half auch nicht; nach einer Stunde, in der ich kreuz und quer über das Moor gelaufen war, stand ich knöcheltief im Schlamm. Nichts war zu sehen. Mein Gedächtnis hatte mich in die Irre geführt.

Während des Abendessens versuchte ich, das Gespräch auf das abgezäunte Gelände zu lenken, auf eine leerstehende Baracke irgendwo nördlich von unserem Dorf. Vielleicht kannten meine Mutter oder meine Schwester den Ort.

»Eine Baracke?«, fragte Nicole. Ihr Sohn hatte getrunken und schlief auf ihrem Schoß. Sie ließ mich ihm nicht nahe kommen.

»Thomas hat gesagt, dass er eine Baracke außerhalb des Dorfes gesehen hat. Er sagte, da ist ein großes, eisernes Tor.« Ich starrte auf mein Mettwurstbrot, ich vermochte es nicht, ihr in die Augen zu schauen.

»Vielleicht hat er eines der Wochenendhäuser hier in der Gegend gesehen«, meinte meine Mutter. Der Stuhl meines Vaters durfte nicht berührt oder bewegt werden, und jeden Abend stellte meine Mutter einen Teller für ihn auf den Tisch.

»Ist wahrscheinlich nur eine Scheune«, antwortete meine Schwester. »Thomas ist nicht sehr helle. Dumm geboren und nichts dazu gelernt.«

Nach Einbruch der Nacht versuchte ich erneut, das Tor zu finden. Wie merkwürdig, dass meine Füße mich in der Dunkelheit wie von selbst hintrugen. Ich hoffte, ich würde Sylvia an der Baracke treffen.

Ich kletterte über den Zaun und fand die Baracke dunkel und verriegelt vor. Ich lauschte angestrengt, konnte aber nichts hören. Anstatt durch das Fenster zu steigen, folgte ich dem gepflasterten Weg.

Nach nur fünfzig Metern erschien eine weitere Baracke zu meiner rechten, danach eine dritte. Eine vierte tauchte auf, und die Straße führte noch immer weiter. Zu meiner Linken ragte eine große, scheunenartige Halle auf, und durch ein unverriegeltes Tor, das ich mit Mühe aufschob, gelangte ich ins Innere. Es war stockfinster, aber nach ein paar Augenblicken konnte ich die Umrisse von großen Maschinen ausmachen, die wie Reptilien am Boden kauerten. Irgendwas huschte vor mir umher, Glas knirschte unter meinen Schritten. Ich pfiff, und das Echo war fürchterlich. Ich rannte davon.

Ich folgte der Straße und kam an einen Bahnübergang. Hemmersmoors einziges Gleis endete hinter Brümmers Fabrik – konnte es dasselbe Gleis sein? Oder hatte dieses Bahngleis nichts mit der Dampflokomotive zu tun, die wir früher immer so bewundert hatten?

Von einem Ende unseres Dorfes zum anderen zu gehen, dauerte zwanzig Minuten. Ich war bereits zwanzig Minuten der schmalen Straße gefolgt, als ich an eine Baracke gelangte, deren Eingangstür lose in den Angeln hing. Ich stellte drinnen fest, dass auch hier, wie im ersten Gebäude, das Licht noch immer funktionierte. Ein kurzer Flur führte in eine riesige Küche mit mehreren, im Boden verankerten, viereckigen Bratpfannen. Es gab Gasbrenner, die so groß wie der ganze Herd bei uns zu Hause waren, und Töpfe, in denen ich mich hätte verstecken können. Gewaltige Kochlöffel und Schneebesen la-

gen über den Boden verstreut, wie die Werkzeuge einer Familie von Riesen.

Eine Halle mit Holzfußböden und langen Bänken darin grenzte an die Küche, und obschon einige Stühle zerbrochen waren, schien es, als könnten sich jeden Moment hunderte von Menschen zum Essen einfinden. Wer hatte hier gelebt? Ich traute mich nicht, das Licht wieder auszuknipsen.

Wo die Straße endete, führte ein unebener Pfad weiter. Während ich zwischen Büschen und niedrigen Bäumen entlangging, gab ich den Gedanken auf, Sylvia und ihren neuen Freund zu finden. Ich hatte ein Dorf entdeckt, das größer als mein eigenes war, aber dessen Straßenlaternen nicht mehr schienen und in dem niemand wohnte. Es lag so nah an Hemmersmoor, und doch schien dieser Ort nichts davon zu wissen. Da war niemand und nichts, weder Autos noch Fahrräder noch Mopeds. Ich hatte mich oft des Nachts im Dorf herumgetrieben und mich mit Sylvia an dem einen oder anderen dunklen Ort getroffen. Auch nachdem alle Lichter um uns herum ausgegangen waren, verblieb doch eine gewisse Dichte, die wir auf unserer Haut spüren konnten – Leute, die nicht allzu fern von uns in ihren Betten lagen und mit saurem Magen schlechte Träume träumten. Ich konnte ihre Anwesenheit spüren, genauso wie ich die kalte Nachtluft spürte, wenn Sylvia mein Hemd aufknöpfte. Die Luft hier fühlte sich verloren an.

Der Sandweg endete vor einem von hohen Hecken umrandeten Feld, das größer als der Fußballplatz hinter unserer Schule war. Hier schien es noch stiller zu sein als im übrigen Dorf. Waschbetonplatten bahnten einen Weg über das Feld. Es gab ein Denkmal, davor lagen verrottende Kränze. Es war zu finster, die Inschrift zu entziffern, aber als ich mich zu einem der Kränze niederbeugte, konnte ich ein Wort auf der verschmutzten Schleife lesen. »Souvenir«. Ich war auf einen Friedhof geraten. Auf den Friedhof eines Dorfes, von dem ich nichts gewusst hatte. Wer hatte die Kränze hier niedergelegt?

Auf dem Rückweg fing ich plötzlich zu laufen an. Gar nicht aus Furcht, sondern aus einem Staunen heraus. Ich lief die schmale Straße entlang und an den Baracken vorbei und vergewisserte mich, dass alles, was ich zuvor entdeckt hatte, noch immer an Ort und Stelle stand. Ich schüttelte ungläubig den Kopf und lachte. Wie konnte es sein, dass ein ganzes Dorf so dicht bei Hemmersmoor lag und doch völlig unbekannt schien? Ich fühlte mich wie ein Entdecker, der die letzten weißen Flecken auf der Landkarte getilgt hatte. Besser noch, es kam mir vor, als habe ich ein geheimes Reich entdeckt und betreten. Ich hatte eine magische Öffnung gefunden und war in eine Parallelwelt geraten. Ich fühlte mich in dieser Nacht sehr mächtig. Ich war der Herr einer Welt, die allein ich betreten konnte.

*

Ich hatte mich natürlich getäuscht. Das dämmerte mir, als ich einen Wimpel am Rad eines Schuljungen flattern sah. Der Wimpel war an einen Stock gebunden und ragte hinter dem Sattel des Fahrrades auf. Auf dieser kleinen Fahne konnte ich »enir« lesen, und ich wusste sofort, wo der Junge sie gefunden hatte. Am selben Nachmittag folgte ich den Bahngleisen von Brümmers Fabrik aus Richtung Norden, nach einer halben Stunde erreichte ich meine Geisterstadt. Offenbar hatten alle immer schon davon gewusst. Mein Gesicht glühte heiß, obwohl niemand sonst zu sehen war.

Als Sylvia und ich uns wieder zu treffen begannen, ein paar kurze Sommerwochen lang, trieben wir es auf dem Friedhof und bemerkten erst danach, dass das Denkmal mit Blut beschmiert war. Eingeweide, Schweinepfoten und Schweineköpfe hingen von ihm herab. Sylvia konnte ihre Unterhosen nicht finden.

Eingeschlagene Fenster, an die Wände geschmierte Parolen, umgestürzte Betten – in den nächsten zwei Jahren bemerkte ich, wie viele Menschen meine Geisterstadt anlockte. Niemals traf ich auf jemanden und doch war ich nie allein. Irgendwann wurde das Dorf

in ein Lager für Flüchtlinge aus dem anderen Deutschland umgewandelt. Ich hatte Geschichten gehört und es auf Landkarten gesehen. Unser Deutschland war rosa gefärbt gewesen, das andere rot.

Sie tauchten in kleinen Gruppen in Hemmersmoor auf und hingen vor Fricks Krug herum und gerieten in Schlägereien mit den Lehrlingen aus Brümmers Fabrik. Alex war nach drei Jahren Anstalt entlassen worden, und wenn er nicht gerade als Chauffeur der von Kamphoffs arbeitete, war er immer mitten im Geschehen. Niemand wollte die Fremden haben, nicht einmal Herrn Meier, den Bäcker, schien es zu freuen, dass er jeden Morgen Hunderte von Brötchen in das andere Dorf liefern konnte.

Es war mein letztes Schuljahr, und mit einigem Glück würde ich den Abschluss schaffen. Was danach passieren würde, wusste ich nicht zu sagen. Martin hatte Pläne, in Hamburg zu studieren. Alex würde den Krug übernehmen. Es gingen Gerüchte über die Fricks um, hässliche Gerüchte, dass Hilde eine uneheliche Tochter habe und dass der alte Frick große Summen zahlte, es geheim zu halten. Doch die Fricks schien es nicht zu stören; ihre Gaststube war immer voll. Gerüchte waren gut fürs Geschäft.

Ich stand eines Morgens auf unserem Dorfplatz, als Bäcker Meier von einer Liefertour ins Lager zurückkehrte und missmutig die leeren Kisten aus dem Wagen lud. Er winkte mich heran. Ich hatte keine Ahnung, ob er wusste, dass Sylvia mit mir geschlafen hatte, und näherte mich zögernd. Doch er fragte bloß, ob ich mir ein paar frische Brötchen verdienen möge, und ich half ihm, die Kisten in die Backstube zu tragen. »Grüß deine Mutter von mir«, sagte er, als wir fertig waren und in den Laden traten, wo Frau Meier sich mit einigen Kundinnen unterhielt. Er klopfte mir auf die Schulter und bat seine Frau, mir eine Tüte Brötchen zu geben.

In diesem Moment, da die strahlende Bäckersfrau mir die Brötchen aushändigte und Herr Meier mir auf die Schulter klopfte, erin-

nerte ich mich an das Foto meines Vaters, und mit einem Mal wusste ich ganz genau, wo es aufgenommen worden war. Ich riss der Bäckerfrau die Tüte aus der Hand und rannte nach Hause.

Es war früh, meine Schwester saß noch nicht auf ihrer Bank in der Küche. Kein Laut war von ihrem Sohn zu hören. Ich lief in die Stube und nahm das Foto, auf dem Bäcker Meier und mein Vater in die Kamera lachten. Nur einer der Männer im Hintergrund, die ich all die Jahre für Soldaten gehalten hatte, trug eine richtige Uniform und eine beschirmte Mütze und hatte ein Gewehr. Die anderen Männer trugen graue Klamotten, ihre Köpfe waren kahl geschoren. Und das Gebäude, vor dem die beiden Lieferwagen standen, hatte ich kürzlich selbst betreten – staunend hatte ich die großen Löffel und Schöpfkellen betrachtet.

Ich lief vor Scham rot an und fühlte mich gedemütigt. Ich hatte dieses Gebäude, das ganze Dorf, in dem es war, nicht nur als Letzter entdeckt – mein Vater hatte es lange vor mir betreten. Noch bevor Sylvia mich in die Baracken geführt hatte, lange bevor die Menschen aus dem anderen Deutschland nach Hemmersmoor kamen, hatten mein Vater und Bäcker Meier dieses andere Dorf mit Brot und Milch beliefert.

Am selben Abend lief ich zu Sylvia. Sie sagte, sie habe keine Zeit, sie würde sich mit ihrem neuen Freund treffen. Sie knöpfte mir das Hemd auf und suchte meine Haut nach neuen Wunden und Kratzern ab. Ihr Haar war ungekämmt, sie roch nach Sommer und Schweiß. Die Haare unter ihren Armen waren feucht, und ich rieb mein Gesicht daran.

»Ich werde bald fortgehen«, sagte ich und versuchte, mich an den schiefen Klang der Worte zu gewöhnen. »Willst du mitkommen?« Ich wollte weg, aber wann immer ich an das dachte, was außerhalb des Dorfes lag, hatte ich nur vage Vorstellungen und sah gleißende Landschaften ohne Konturen oder Farben vor mir. Und wann immer es mir gelang, mir die Straßen Hamburgs oder einer anderen großen

Stadt auszumalen, war darin für mich kein Platz mehr. So schön das Bild auch aussehen mochte, ich blieb darin unsichtbar.

»Nicht wirklich«, sagte Sylvia. Sie steckte sich meinen Schwanz zwischen die Beine und seufzte, als koste sie ein besonders leckeres Stück Kuchen.

Ich blieb den nächsten Tag in Hemmersmoor und auch die nächste Woche. Mein gepackter Koffer blieb unter dem Bett verstaut. Und noch vor dem Winter waren die Menschen aus dem Osten verschwunden; die Baracken waren sowieso nie für sie bestimmt gewesen.

Niemand trauerte ihnen hinterher, und was aus den Menschen geworden war, die vor ihnen dort gelebt hatten, das interessierte ohnehin niemanden. Niemand in Hemmersmoor schien zu wissen, wer die Leute in dem Lager damals gewesen waren. Niemand erinnerte sich an die Menschen, die dort gelebt und gearbeitet und in den Baracken geschlafen hatten. Und die dort gestorben waren. Diese Menschen hatte es nie gegeben.

EPILOG

Am Abend nach der Beerdigung, als ich auf ein Bier in der Gaststube vorbeischaue, steht Hilde, Alex' Frau, hinter der Theke und nickt mir zu. Sie ist beleibt, ihr Haar kurz geschnitten und rötlich gefärbt, mit blonden Strähnen. Kaum jemand erinnert sich noch daran, dass sie einst mit Alex' Bruder Olaf verheiratet war. Hildes zweite Ehe ist kinderlos geblieben, und Gedanken an die Zukunft bereiten Alex Unbehagen. Er beklagt sich über Sodbrennen. Wem soll er den Krug und den neuen Reiterhof vererben?

Fotografien von lokaler Prominenz hängen an der Wand. Kurze Widmungen preisen Alex, seine Küche und seinen Schnaps. Ein Sänger in einem weißen Anzug mit krausem Haar, der einst von lauen Nächten in Neapel und dem Sternenhimmel über Capri sang, lacht mir zu; ein Nachrichtensprecher sieht seriös drein, und der Bürgermeister von Bremen trägt eine dunkle Brille und entblößt die Zähne.

Doch Martin ist trotz Alex' Einladung nicht erschienen. Von Zeit zu Zeit kauft Alex seinem Schulfreund teure Ölgemälde ab, Bilder der hiesigen Landschaft mit drohenden Wolkengebirgen und blühenden Heidesträuchern. Darin nimmt der Himmel fast den ganzen Raum ein und droht, die Häuser und Höfe zu zerdrücken. Alex behauptet, dass Martins Geschäft ohne ihn aufgeschmissen sei. Er hat mir gesagt, dass er sich der Familie annehmen wird, sollte Martin etwas zustoßen. Gott weiß, was sonst aus ihnen werden soll. Er hat Sparkonten für Martins und Veronikas Kinder angelegt, aber er hat noch kein einziges Mal mit ihnen gesprochen. Martin sorgt dafür, dass Alex sie nur von ferne zu sehen bekommt.

Auch Linde erscheint nicht in der Gaststube. Vielleicht hat sie endlich ihren Frieden gefunden. Vielleicht hat sie es Anke endlich heim-

gezahlt. Oder vielleicht wartet sie noch immer auf ihr Stipendium, wartet noch immer darauf, dass der schwarze Mercedes langsam ins Dorf gefahren kommt, Anke vor ihrem ärmlichen Haus aussteigt, das Gartentor öffnet und an die Haustür klopft. Aber vielleicht hasst sie Alex noch viel mehr und kann ihm nicht verzeihen, was er ihrer verhassten Freundin einst angetan hat.

Ich schaue mich um, höre, wie ein junger Typ sich verächtlich über die Legenden von Riesen und Zauberern äußert. »Was für eine trostlose Gegend«, sagt er zu seiner Begleiterin. Er hat die Sonnenbrille ins Haar geschoben, obwohl es draußen dunkel ist und es in Strömen regnet. »Es ist flach, sumpfig und ständig grau. Und schau dir die Leute hier an.« Er senkt die Stimme nicht, als er weiterlästert. »Inzucht. Schmale Schultern, breite Hüften und große Füße. Jeder ist hier mit jedem verwandt. Und sie glauben noch immer an Gespenster.«

»Ich habe die Irrlichter selbst gesehen.« Ich sollte den Mund halten, aber der Nachmittag liegt mir wie ein Wackerstein im Magen. Ein Streit ist so gut wie der andere.

Der Typ dreht sich zu mir um. »Wirklich?«, sagt er und lacht höhnisch. »Wie viel Schnaps hattest du getrunken, Alter?«

Ich sehe ihn scharf an, die Frau an seiner Seite redet leise auf ihn ein. Ich proste ihnen zu und sage: »Manchmal kann man sie heute noch sehen.«

Der Typ lacht wieder. »Buh!«, ruft er aus. »Wie furchterregend.«

In dem Moment kommt Alex an den Tresen zurück. »Halt's Maul«, fährt er den Typen an. »Wenn's dir hier nicht passt, bezahl und hau ab.«

Dann breitet er vor mir einen Bauplan auf der Theke aus. »Ich werde die alten Ställe abreißen und größere bauen«, sagt er und zeigt auf einen Punkt auf dem Papier. »Das Haus ist verrottet, die Ratten haben die Böden und Balken verpisst und verkackt. Aber das Fundament ist noch intakt, wir werden das Haus fast originalgetreu

wieder aufbauen. Hab die alten Pläne ausgebuddelt. Außen bleibt alles beim Alten, nur innen müssen wir modernisieren. Wird alles schnieke. Zwanzig Hotelzimmer, alle mit Bad, ein paar mit Whirlpools. Zimmer auf alt gemacht, alles gediegen.« Er spricht weiter, aber er scheint plötzlich selbst das Interesse verloren zu haben. Er senkt den Blick, seufzt und sieht mich dann fragend an. »Die Linde – verrücktes altes Weib, was? ›Du hast sie auf dem Gewissen.« Er reibt sich die Wange, scheint noch immer ihre Hand zu spüren. Er sieht mich in Erwartung einer Antwort an, und ich gebe ihm keine. »Naja«, sagt er leise und grunzt verächtlich. »Kann doch nichts dafür, dass die beiden sich nicht vertragen konnten.« Er macht eine gekränkte Miene. »Ist doch wahr.«

Hilde gesellt sich kurze Zeit später zu uns. Sie wird das Hotel leiten, sagt sie, Alex wird sich nach einer neuen Aushilfe für die Gaststube umsehen müssen. »Nicht zu jung, nicht zu füllig«, fügt sie mit einem Lachen hinzu und streichelt ihrem Mann die Wange. Alex legt ihr einen Arm um die Schulter. »Sie sorgt sich um mein Herz«, sagt er. »Wenn Gott uns das Können nimmt, warum nimmt er uns nicht auch das Wollen?« Sein Mund ist voller Gold.

*

Die Zeit spielt keine Rolle. Trotz des Regens gehe ich nicht direkt nach Hause. Allein in der Nacht, wenn der Lärm der Autos verstummt und die Straßen leer sind und ich zum Moor hinausgehe, kann ich mit den alten Bildern in meinem Kopf für mich sein, kann ich meine Erinnerungen an Hemmersmoor ausbreiten und in ihnen umherstreifen. In der Dunkelheit versammeln sich dann die Hexen im Moor, geht Heidrun Brodersen noch immer hüftenschwingend durch unser Dorf. Nachts treffen sich die Verliebten bei den Kanälen.

Unweit des Dorfes begegne ich einer dunklen Gestalt. Instinktiv will ich ausweichen und mich abwenden, aber dann halte ich inne; es treibt nicht viele Menschen im Regen aufs Moor hinaus.

Linde trägt einen langen Mantel über dem Kleid, ihr Haar ist nass und liegt ganz platt und strähnig auf ihrem Schädel. »Christian«, sagt sie. »Du auch noch wach?«

»Was machst du hier?« frage ich. »Warum warst du nicht in der Gaststube?«

»Hast du eine Zigarette?«

Ich gebe ihr eine, bekomme sie aber erst nach mehreren Versuchen angezündet. Wind und Regen pusten das Feuer immer wieder aus.

»Ich werde Hemmersmoor verlassen«, sagt sie plötzlich und nickt mehrere Male.

»Ja«, sage ich.

»Jeden Tag gehe ich die Dorfstraße auf und ab, jeden Tag sehe ich die gleichen Menschen, die gleichen Häuser. Aber ich bin nie fortgegangen. Es war wie ein Fluch. Ich konnte nicht fort.«

Ich nicke.

Linde nimmt einen tiefen Zug und sagt, »Ich hoffe, dass Alex verreckt.«

Ich nicke erneut und zünde mir selbst auch eine Zigarette an. »Er sieht mir ganz gesund aus.«

Sie lacht. »Hat er dir die Baupläne gezeigt? Hast du mit ihm angestoßen?«

»Natürlich«, sage ich.

»Du hattest nie eine Seele.« Sie sagt das ohne Zorn, ihr liegt nichts an mir. »Du warst immer ein Gespenst.«

Ich nicke noch einmal. Ich sage: »Ein Geist.«

»Du wirst schon sehen. Der Alex wird noch vor mir krepieren.«

»Klar«, sage ich, aber meine Antwort ist ihr nicht genug, und sie dreht sich um und lässt mich stehen. Sie ist eine gute Freundin. Auf ihre eigene Weise ist sie Anke Hoffmann noch immer treu. Sie hat Anke nie vergeben; das war sie ihrer Freundin schuldig. Ihr Hass hat die beiden ein Leben lang verbunden, und nun da Anke tot ist, lebt

sie nur in Lindes Hass gegen Alex weiter. Was soll Linde in einem anderen Haus, einer fremden Stadt anfangen?

Und ich? Ich habe nichts zu vergeben und zu vergessen, niemand hat mich je genug geliebt, um mich bis ins Grab zu hassen. Meine Frau ist gestorben, und sie hat mich nie gekannt, von dem Jungen aus Hemmersmoor nichts gewusst. Sie hat die Vergangenheit wie einen alten Mantel weggelegt.

*

In meinem Haus steht die Anrichte am gleichen Ort wie früher, und ich habe die alten Fotografien aufgestellt. Bäcker Meier und mein Vater lachen mir zu. Sie sind verblasst, ergraut, sie sehen fast harmlos aus. Zwei junge Männer, die ihr Leben gerade erst begonnen haben. Doch die Toten sind unruhige Geister, mischen sich in alles ein. Ich habe einen leichten Schlaf, und sie spüren es und dringen in meine Träume ein. Das ist ganz leicht für sie, und ich kann nach ihnen schlagen, wie nach Flöhen oder sonstigem Ungeziefer, aber ich werde sie nicht los. Meine Mutter und meine Schwestern leisten mir Gesellschaft und beklagen ihr Schicksal, mein Leben und den Zustand meiner Kleider. Der Dorfgendarm besucht mich und auch die von Kamphoffs, deren Gut mit Alex' Hilfe wieder auf dem Hügel stehen wird, den der Riese Hüklüt einst zurückließ. Sie leben in meiner Stube, ganz ungeniert lungern sie auf meinem Sofa und lassen sich auf dem Teppich vor dem Kamin nieder. Ich verabscheue sie, aber sollten sie mir dereinst den Rücken zukehren, was wird mir dann bleiben?

Falls ich Hemmersmoor eines Tages wieder verlassen sollte, werde ich das Haus nicht niederbrennen müssen. Alex hat mir schon oft angeboten, es zu kaufen, und er wird sich meiner Habseligkeiten rascher entledigen, als ein Feuer sie vernichten könnte. Er plant, eine kleine Boutique zu eröffnen, vielleicht einen Antiquitätenladen. Ich werde noch weniger als ein Geist sein. Sollte je ein Mensch nach mei-

nem Verbleib fragen, werden Martin, Linde und Alex nur verständnislos die Köpfe schütteln. Ich kann mich auf meine alten Freunde verlassen – Christian Bobinski, den bleichen Jungen, wird es nie gegeben haben.

DANK

Michael Gaeb, für sein Vertrauen.

Tom Kraushaar und Frank Wegner, für ihre Vision.

Aaron Burch, Jens Seeling, Jeff Parker, Elizabeth Ellen, Adam Cushman und dem Tortoise & Hare Team, für Bier, Freundschaft und Unterstützung.